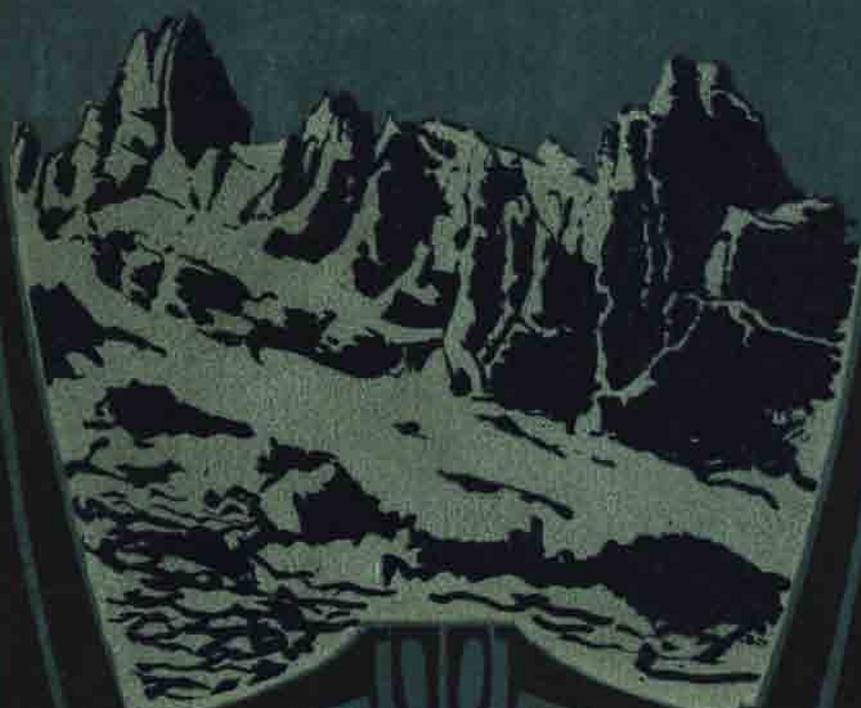
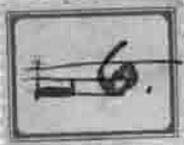




DENKSCHRIFT

.....
zur Erinnerung an die Weihe
der Wolf Glanvell-Hütte im
:: Val Travenanzes ::





Handexemplar
PAUL HÜBEL

für die 22. Bücher
4. 6. 46.

Hübely



S₁₉

Denkschrift zur Erinnerung an die Weihe der Wolf Glan- vell-Hütte im Val Travenanzes

.....
Herausgegeben vom Deutschen und Österrei-
chischen Touristen-Klub. Sektion Dresden
:: des Ö. T.-K. ::



DRESDEN 1908
Verlag und Druck H. Grünberg.



I
2
3a
3b
4
5
6
7
8
9

Die Fanisgruppe von Süden

I
II
III
1 Contirinuspitze, 2 Südlicher Lagatschöl, 3a Nördlicher Lagatschöl, 3b Mittl. und Vord. Lagatschöl, 4 Südliche Fanisspitze,
5 Fanissattel, 6 Faniskarspitze, 7 Fanisturm, 8 Monte Cavallo, 9 Monte Casale. — I Forcella di Travenanzes, II Cima Falzarego,
III Col dei Bos.

Redigiert vom Preßausschuß der Sektion
Dresden des Ö.T.-K.

Alle Rechte vorbehalten.

Illustrationen nach Original-Aufnahmen der
Herren Rudolf Belger und Walter Thiel.

Alpenvereinsbücherei

D. A. V., München

56 448

8 E 12

Inhalts-Verzeichnis

| | Seite |
|--|-------|
| Vorwort | VII |
| H. Kurze: Die Wolf Glanvell-Hütte im Val Travenanzes | 1 |
| W. Stein: Die Entwicklung der Sektion Dresden des Ö. T.-K. und Hugo Kurzes Persönlichkeit | 10 |
| E. Altkirch: Gedächtnisrede, gesprochen zur Trauerfeier für Hugo Kurze | 19 |
| R. Kubasch: Die Forcella di Travenanzes | 25 |
| Dr. A. von Martin: Die Erstersteigung des Monte Castello in den Dolomiten von Fanes | 29 |
| P. Hoffmann: Die Punta Col dei Bos | 37 |
| W. Thiel: Die erste Überschreitung des Taë | 40 |
| Dr. Frhr. von Saar: Der Fanisturm, Erinnerungen an seine erste Be- steigung | 47 |
| J. Capellmann: Die Ditta di Dio (Monte Zurlon) | 55 |
| K. Doménigg: Die Nördliche Fanisspitze, erste Ersteigung | 59 |
| W. Stein: Die Kontemplativen unter den Bergsteigern | 65 |
| H. Kurze: Alpinismus und Musik | 79 |

Bilder-Verzeichnis

| | Seite |
|---|-------|
| Die Fanisgruppe von Süden | 1 |
| Wolf Edler von Glanvell | 2 |
| Wolf Glanvell-Hütte und Val Travenanzes | 3 |
| Wolf Glanvell-Hütte gegen den Lagatschoi | 5 |
| Val Travenanzes gegen Castello | 7 |
| Hugo Kurze | 13 |
| Blick vom Taë gegen Süden: Tofanastock, Monte Pelmo und Monte Vallon Bianco | 41 |
| Blick vom Taë auf Fanestal und Groß-Fanes-Alpe | 43 |
| Ampezzostraße mit Taë, Taburio und Monte Vallon Bianco | 45 |
| Der Fanisturm von Norden | 49 |
| Abseilstelle an der Ditta | 57 |
| Die Nördliche Fanisspitze | 60 |

Vorwort

Die hohen Wogen der Begeisterung, die um die Entstehung unseres ersten größeren alpinen Werkes schlugen, haben sich nun nach einer glücklichen Vollendung der Wolf-Glanvell-Hütte im Travenanzestal allmählich wieder geglättet, und das von manchem bösen Wind bedrängte Schifflein unserer alpinen Hoffnungen und Wünsche bewegt sich wieder in ruhiger Fahrt. Die winterliche Stille, die nun unsere sehnsuchtgestillte Seele umfriedet, die sternklare Nacht, die über den schlummernden weißen Hügeln ruht, und alle die seligen, tiefen Träume des Winters, die aus verschneiten Wäldern und dem Eispalast glitzernder Felsenschluchten empordämmern, bilden jetzt den Abglanz unserer zufriedenen Stimmung und lassen das schönste Erlebnis des vergangenen Jahres im klärenden Scheine der Erinnerung an unserem inneren Auge vorübergleiten.

So sind selbst die herben Schmerzempfindungen, welche uns zwei erschütternde Katastrophen bereitet haben, durch den leisen Flügelschlag der Zeit zurückgedrängt in eine sanftere Sphäre des Fühlens. Der Tod zweier edler, verdienstvoller Männer und hervorragender Alpinisten, V. Wolf von Glanvell und Hugo Kurze, hat in die Freude über die Weihe der Hütte einen ernsten, düsteren Ton hineinklingen lassen, doch die Natur, die in ihrem ewigen Gebären und Sterben, mit ihrem stetig vorwärtsdrängenden Verwand-

lungsgeist uns nicht lange um den Verlust der Teuren klagen läßt, ist es selbst, die unsere Tränen stillt — und schon haben neue, starke Organisatoren das Steuer unseres Schiffeins ergriffen und lenken es mit sicherer Hand, mit klugem, scharfen Sinn und leuchtendem Wetterblick nach den fernen Zielen, die Hugo Kurzes idealer Geist uns wies.

Sechs Jahre seit dem Bestehen unserer Sektion sind verflossen, und schon haben wir uns in die Reihen der hüttenbesitzenden Sektionen gestellt. Wenige, die in den Alpen auf steilem, felsigen Pfade emporstreben und in der wohligen, behaglichen Wärme des Hüttenraumes die Erlebnisse des Tages im bewegten Herzen aufglühen lassen, wissen von den Schwierigkeiten, Mühsalen, Geduldsproben und verschwendeten Kräften, die es kostet, jene Werke zu schaffen, durch welche es dem ins Hochgebirge eilenden Wanderer erst möglich wird, seine Seele vom Staube des Alltags zu befreien und aus der frischen, klaren Bergluft neue Kraft und neuen Lebensmut zu schöpfen.

Doch die Eroberung der Gebirge durch Wege und Hütten ist nicht die einzige Aufgabe der von höheren Zielen erfüllten alpinen Vereine; eine noch wertvollere Aufgabe ist es, mitzuwirken an der Idealisierung der Menschheit. Die Alpen sollen nicht nur eine Rast- und Ruhestätte sein, sondern eine Kulturstätte, die als ein ungeheures Fundament des gesamten modernen Lebens allen Künsten und Wissenschaften ihre Pforten öffnet und als ein Schauplatz geistigen Kämpfens und Ringens sich darstellt. Auf diese vornehmste Aufgabe ganz besonders hinzuweisen, ist ein Zweck der vorliegenden Denkschrift, neben welchem sie allerdings auch noch andere zu erfüllen hat. So möge sie ein Erinnerungszeichen sein für jene, welche die größeren Momente in der Entwicklungsgeschichte unserer Sektion im Gedächtnis festhalten wollen und ein Dankeszeichen für alle, welche treu und tapfer mitgearbeitet haben, — darunter nicht nur werte Klubgenossen, sondern viele andere

Freunde — sie möge weiterhin zu neuem, unermüdlichen Schaffen, zu froher, frischer Bergarbeit und zur Mitwirkung an den Aufgaben der alpinen Kultur anregen und nicht zuletzt soll sie den Funken der Liebe zu unserer „Bergheimat im Travenanzes“ entzünden.

Die Schönheit, die wir nach Fertigstellung eines Werkes wie auf hohen Gipfeln schauen, füllt unser Inneres mit heiterem Sinn und den Gefühlen dankbarer Liebe. Doch wir wollen das Glück nicht für uns allein genießen, sondern hinabtragen in die Niederungen der Menschheit und in alle Herzen den Trieb einpflanzen, nach den Bergen zu streben und die Welt und das Leben zu erkämpfen und glücklich genießend zu besitzen.

Walter Stein, Dresden.

Die Wolf Glanvell-Hütte im Val Travenanzes

Fragment aus dem Nachlass von **Hugo Kurze**

Es ist noch nicht zwölf Jahre her, da wusste ausser wenigen Hochtouristen kein Mensch etwas von den Dolomiten von Fanis-Tofana. Wer nahm sich auch die Mühe, nach den Namen der abenteuerlichen Zacken, die sich hinter dem alle Blicke auf sich ziehenden Tofanastock aufbauten, zu fragen? Gehörnten sie doch nicht zu den sogenannten „Modebergen“, die man nur bestieg, um dem oder jenem erzählen zu können, dass man auch „oben“ gewesen sei, wenn auch mit Ächzen und Ängsten und unter liebevollster Unterstützung von 1, 2 oder 3 Führern! Man „machte“ einige solcher Modeaufstiege mit, erholte sich dann in Cortina oder Schluderbach an reichbeladener Table d'hôte und verliess das Gebiet mit der festen Überzeugung, die Ampezzaner Dolomitenwelt eingehend genug kennen gelernt zu haben. — Und einsam blieben nach wie vor die Seitentäler mit ihren Schönheiten, ihren jungfräulichen Gipfeln. Sie blieben ungesehen, wie so manches, das nur wenige Schritte vom gewohnten, ausgetretenen Pfade erfordert. Selbst in den bekanntesten gedruckten Führern, wie Purtscheller, Meyer, waren die Täler und die Gipfel von Fanis-Tofana nur kurz erwähnt, ohne dass die Verfasser sich in eine nähere Schilderung eingelassen hätten. Nur an einer Stelle bezeichnet der Meyersche Reiseführer den „Rundgang um die Tofana“, bei welchem das ganze Val Travenanzes zu durchwandern ist, mit einem Stern. Dies bedeutet allerdings eine besondere Empfehlung. Aber gleich dahinter kommt der Vermerk: 7—8 Stdn. Nun ist es nicht jedermanns Sache, eine Bergfahrt von 7—8 Stunden ohne Aussicht auf ein schützendes Obdach während der ganzen Zeit zu unternehmen — und so blieb der Stern des „Meyer“ ohne besondere Wirkung. Ja, wenn eine Hütte im Val Travenanzes gestanden hätte, wäre vielleicht heute das Travenanzestal, das eine ganze Reihe ungeahnter Schönheiten



Wolf Edler von Glanvell

† am 5. Mai 1905

in sich birgt, so bekannt wie z. B. das Grasleitental, das früher ebenfalls eine terra incognita war, bis mit einem Schlage nach Errichtung der Grasleitenhütte das Tal in aller Munde war und zahlreiche Dolomitenwanderer ihre Schritte dorthin lenkten.

Das kleine Häuflein derer, die in die Abgeschiedenheit der Gebiete von Fanis-Tofana vorgedrungen waren, vermochte nicht, den Ruhm dieser herrlichen Alpengegend in die Welt hinauszutragen, und es begnügte sich mit einzelnen Schilderungen in den Blättern streng hochtouristischer Tendenz, wie die Ö. A.-Ztg. usw., die ja nur von wenigen gelesen werden.



Wolf Glanvell-Hütte und Val Travenanzes

Da trat Professor Viktor Wolf von Glanvell, einer der hervorragendsten Dolomitenkletterer, mit einer begeisterten Schilderung der gesamten Fanis-Tofanagruppe im Jahrgang 1904 der am meisten verbreiteten „Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V.“ an die Öffentlichkeit.

Damit war der entscheidende Schritt getan.

Es war ein gütiges Walten des Schicksals, dass er dieses Lebenswerk, die genaue Schilderung seiner Lieblingsgruppe, deren bisher etwas verworrene Nomenklatur er sorgfältig geordnet, deren Gipfel er fast ausnahmslos zum erstenmale bestiegen und deren Herrlichkeiten er in den ergreifendsten Worten gepriesen, noch

vor seinem tragischen Tode († 5. Mai 1905 am Fölzstein) zur Vollendung bringen konnte. Bereits in diesem Werke sprach er den Wunsch aus, dass dereinst in Travenanzes oder Fanes ein Schutzhaus erstanden möge, ein Wunsch, den er später, zwei Tage vor seinem Ende, in einem an mich gerichteten Briefe wiederholt hat. Noch im Sommer 1905 bot sich mir die ersehnte Gelegenheit, mit den Herren Doménigg — der ein treuer Freund und steter Begleiter Wolf von Glanvells war —, Raunegger und Cubasch, sowie einigen Sektionsgenossen einen grossen Teil der Gruppe durchwandern zu können, wobei wir alle überwältigt waren von dem, was sich unseren Blicken darbot. Sofort stand bei uns der Entschluss fest, den Wunsch Glanvells als heiliges Vermächtnis aufzunehmen, hier ein Schutzhaus zu errichten und überall in der Touristenwelt für den Besuch der Berge und Täler von Fanis-Tofana mit allen Kräften zu werben.

Ausgestattet mit der Vollmacht des Sektions-Ausschusses nahmen wir an demselben Tage die Absteckung des Hüttenplatzes an einem nach Ansicht der uns begleitenden beiden Vertreter der Gemeinde Cortina — der Besitzerin des Gemeindegrundes Travenanzes — völlig lawinen-, sturm- und murensicheren Orte unter entsprechender kurzer Feierlichkeit vor. Und die Bergesriesen rings umher blickten ebenfalls feierlich-ernst herab auf die kleine Gruppe entschlossener Bergsteiger, die sich gelobten, mit aller Hingebung mitzuarbeiten an dem schönen alpinen Werke, das dort droben seinen Anfang nahm. Mir wird der Moment unvergesslich bleiben, als wir entblössten Hauptes uns gegenseitig die Hände schüttelten, und laute Heilrufe, die vom Rauschen der Fontana negra stimmungsvoll begleitet wurden, zu den firn-gekrönten Gipfeln emporsandten. Nie ist mir unser Wahlspruch: „Mit Herz und Hand fürs Alpenland“ bedeutungsvoller erschienen, als wie an jenem denkwürdigen, für unsere Sektion so wichtigen Tage. —

Nun sind kaum zwei Jahre verflossen und schon ist der Gedanke an den Bau eines Schutzhauses im Travenanzestal verwirklicht.

Stolzer hebt sich die Brust, wenn wir am Tage der Vollendung dieses alpinen Werkes zurückblicken auf den ganzen Entwicklungsgang des Hüttenbaues. Mit Einmütigkeit haben Ausschuss und Mitglieder zusammengewirkt, und nur der werktätigen Mithilfe auswärtiger Freunde, darunter hervorragende Alpinisten, und unserer Mitglieder ist es zu danken, dass sich unsere Wünsche in so kurzer Zeit erfüllt haben.

Mögen nun alle, die in unserer Hütte ein- und ausgehen, sich der erhabenen Hochgebirgsbilder des Travenanzestals erfreuen und dabei im stillen jenes Mannes gedenken, der uns zuerst auf die Schönheit der Berge und Täler von Fanis-Tofana aufmerksam

gemacht und somit den Anstoss zum Hüttenbau gab: Viktor Wolf von Glanvells.

Ich möchte jetzt, bevor ich die Hütte selbst näher beschreibe, ihren Hauptzugang kurz skizzieren. Die günstigste Ausgangsstation für das Val Travenanzes ist der an der Pustertalbahn gelegene reizende Kurort Toblach. Hier öffnet das Ampezzotal seine hohen Pforten. In angenehmer Wanderung, an den herrlichen Bildern des Toblacher Sees und der drei Zinnen vorüber, gelangt man in etwa 2 1/2 Stunden zum Glanzpunkt von Ampezzo, dem



Wolf Glanvell-Hütte gegen den Lagatschoi

Dürrensee, in dessen grüner Flut sich die edle Gestalt des Monte Cristallo spiegelt. Das alle Schattierungen durchlaufende Grün des Sees, das im Glanze der Morgen- und Abendsonne glühend-rot erscheinende, von bläulichen Eisrinnen durchzogene und mit weissen parallel angeordneten Schneestreifen gebänderte Dolomitgestein des Cristallo, das Ganze in ernster, stimmungsvoller Umrahmung, alles dies vereinigt sich zu einer Farbensymphonie von berückender Wirkung.

Unweit des Dürrensees liegt Schluderbach, der Bereich des bekannten, touristenfreundlichen Wirtes Hans Ploner, dessen Name

mit der Erschliessung der Ampezzaner Dolomiten und der Entwicklung des dortigen Verkehrs eng verknüpft ist.

Schluderbach, einst eine kleine Kapelle mit einem bescheidenen Wirtshaus, besteht jetzt aus mehreren komfortablen Hotels, in denen sich zur Sommerzeit ein äusserst lebhaftes Treiben entfaltet. Neben Ospitale und Cortina ist Schluderbach ein vorzüglich geeignetes Standquartier für Bergfahrer, die das Wunderland von Ampezzo näher kennen lernen wollen. In unmittelbarer Nähe erhebt sich in einer Höhe von 2325 m der Monte Piano, ein bequem und schnell erreichbarer Aussichtsberg allerersten Ranges. Vermöge seiner Lage im Herzen der Ampezzaner und Sextener Dolomiten, rings umgeben von wilden Zacken und gigantischen Alpenriesen, bietet er eine allumfassende, jedes Auge entzückende Rundschau, die ihn zu einem unbestrittenen Kleinod der gesamten Südtiroler Dolomitenwelt erhebt.

Von Schluderbach führt die Strasse über die Wasserscheide von Gemärk (Cimabanche Albergo), wobei man stets das fesselnde Bild der mit einer eleganten Firnschneide gekrönten Spitze der Tofana di Fuori im Vordergrund über hohen Fichten erblickt, während rechter Hand die furchtbaren Abstürze der Croda rossa immer und immer wieder das Auge auf sich ziehen. Man gelangt nach dem freundlich einladenden Wirtshaus Ospitale und weiterhin an der Strassenbiegung le Torniche bei der Ruine Peutelstein zu der Stelle, wo rechts ein durch eine Wegtafel gekennzeichnete guter Pfad hinabführt zum Boite- und Fanesbach. Nachdem man das Fanestal aufwärts verfolgt hat, überschreitet man eine hohe Brücke, Ponte alto, in deren Nähe sich eine primitive, aber nicht unwillkommene kleine Wirtschaft befindet. Dicht hinter Ponte alto zeigt linker Hand eine Wegtafel nach Travenanzes und der Wolf Glanvell-Hütte. In mässiger Steigung führt ein gut angelegter $1\frac{1}{2}$ m breiter Weg in das landschaftlich hervorragend schöne Dolomitental. Wie in einem Blumengarten wandelt man dahin. Immer näher führt der Pfad an die drohenden Wände der Tofanagruppe, trümmererfüllte Couloirs senken sich steil hinab zum Talweg und von den Wänden plätschern, rieseln und rauschen unaufhörlich die Schmelzwässer; die Vegetation wird immer hochalpiner, mit zartroten Tönen überziehen tausende von Alpenrosen die Gesteinstrümmer, und weihe- und stimmungsvoll erklingt das Rauschen des Baches, das gedämpft herauf tönt aus seinem tiefen Bette. Bald taucht im Talhintergrund in leuchtend hellen Farben die lange zacken- und klippenreiche Kette des Hauptzuges der Fanis-Tofanagruppe auf, der reckenhafte Fanisturm stellt sich schützend vor den Cavallo, der klotzige Castello und die kecken Furcia-rossa-Spitzen mit ihrem blutroten Gemäuer sitzen herausfordernd auf dem langen Grat, der sich hinauszieht bis zum ge-

waltigen, breitspurig hingestellten, trutzigen Talwächter Monte Vallon Bianco.

Auf der andern Seite bilden die dunklen himmelstürmenden Wände des Tofanastockes ein stimmungsvolles Gegenstück zu dem lockenden Gefels dort drüben.

Nach etwa zweistündiger Wanderung erweitert sich das Tal und man erblickt gegen den Talschluss auf einem grünen Hügel eine Almhütte, die Casera di Travenanzes und dahinter etwas



Val Travenanzes gegen Castello

höher, zwischen einzelnen Lärchen und Zirben hindurchschauend, die Wolf Glanvell-Hütte.

Ein Stündchen noch und man steht überrascht vor ihr. Schon das Äussere dieses Hüttchens wirkt anheimelnd. Es ist kein öder viereckiger Steinkasten nach Art der meisten alpinen Schutzhütten, sondern ein gefälliger Bau im Blockhausstil, entworfen von einem Meister der alpinen Baukunst, Othmar Sehrig in Innsbruck. Der Bau ist ebenso zweckmässig als dem Schönheitsgefühl entsprechend, und harmonisch fügt er sich in das ihn umgebende Landschaftsbild. Dem Äusseren entspricht ganz die innere Einrichtung, die einen gar traulichen Eindruck hervorruft.

Obgleich hier aller Luxus ferngehalten ist, vermisst der Bergsteiger dennoch nichts, was ihm eine Schutzhütte wohnlich und behaglich zu machen geeignet ist.

Diese Behaglichkeit atmet gleich das Gastzimmer mit seinen durch vorspringende Schränke geschickt gebildeten Nischen und den mit freundlich wirkenden Vorhängen geschmückten breiten Fenstern. Die Gemütlichkeit dieses Raumes wird höchstens noch übertroffen von dem an das anstossende Zimmer angefügten runden Erker, durch dessen bunte Scheiben man malerische Blicke genießt, einmal gegen die prallen Wände des trotzigen Fanisturms, und dann das malerische Travenanzestal abwärts gegen den Monte Vallon Bianco. Eine Bank läuft um das Halbrund, und steht zum Überfluss noch ein guter Tropfen auf dem Tisch, dann plaudert es sich gar köstlich in diesem poesievollen Winkel, den keiner vergisst, der je seinen Zauber genossen. Die Einrichtung dieses Zimmers ist gestiftet worden von der „Gilde zum groben Kletterschuh“, zur Ehre und zum bleibenden Gedenken ihres unvergesslichen Führers. Die Bibliothek, künstlerischer Wandschmuck und anderes mehr vervollständigen die Einrichtung des Raumes; mit seinen 2 Betten bildet er zugleich das Damenzimmer der Hütte. Auf der entgegengesetzten Seite liegt die Küche, und ebenso wie hier, fehlt in den im oberen Stockwerke gelegenen Schlafräumen (3 Zimmer mit 10 Betten, sowie 9 Matratzenlager), auch nicht der kleinste Gegenstand, so dass auch in dieser Hinsicht die Hütte durchaus mustergültig ist. Der zahlreichen Spender und aller, die in treuer Mitarbeit ein Scherflein zum Gelingen des Werkes beigetragen, sei auch an dieser Stelle mit dankbarem Herzen gedacht.

Die Lage der Hütte ist grossartig und einzig.

Von der Veranda blickt man weit hinaus ins Travenanzestal bis zu dem gebänderten Monte Vallon Bianco, im Westen von den Fanisbergen, im Osten von den Steiflanken der Tofanawände begrenzt. Von der Forcella di Fontana negra, die die Tofana di Roces und Tofana di Mezzo auseinanderschneidet, stürzt über eine hohe schwärzliche Wand ein Wasserfall in silbernen Fäden, die sich unten in Staub und Perlen auflösen, herab. Heilige Stille ringsum. Sein leises melancholisches Rauschen dringt aus der Ferne an das lauschende Ohr gleich Elfengeflüster. Geht man zur Westseite der Hütte, vor den Erker des Wolf Glanvell-Zimmers, so ladet eine Ruhebänk an einer natürlichen Felspyramide, auf die sich keck ein frisch grünendes Bäumchen gesetzt hat, zum Niederlassen ein. Auch von hier ist der Ausblick entzückend schön. Vor uns ragen die rötlichen Wände des firngeschmückten Fanisturms, die Fanisspitzen und der Monte Casale zum Äther, am Fusse des stattlichen Turmes plätschert wiederum ein Wasserfall in breiter Kaskade, und im Vordergrund wechselt das lebhaft

Grün der Alpenmatten mit dem tiefen Rot der Erdbrüche und den hellleuchtenden Tönen des Dolomitgesteines.

Und als Krönung dieses wundersamen Schaustückes der Natur wölbt sich über dem Zackenmeer ein Himmel, dessen gesättigtes Blau wir Nordländer niemals bei uns schauen, der dort nur seine Pracht enthüllt, wo die Grenzen jenes gesegneten Landes beginnen, zu dem schon unsere Altvorderen sich mit unwiderstehlicher Sehnsucht hingezogen fühlten: La bella Italia! — —



Die Entwicklung der Sektion Dresden des Ö. T.-K. und Hugo Kurzes Persönlichkeit

Von **Walter Stein**, Dresden

Die Anfänge grosser Taten, bedeutungsvoller Ereignisse und eines stark konzentrierten Lebens liegen sehr oft in der Idee eines Menschen, die ganz unmittelbar dem Reiche des Unbewussten entsprungen ist und als solche die Naivität des Glaubens an ein gesundes, starkes Gedeihen und Werden mit auf die Welt bringt. So hat der Gründer der Sektion Dresden des Ö. T.-K. wohl kaum geahnt, dass seine bescheidene Gedanken-äusserung vom Zusammenschluss einiger Dresdner Alpinisten zu einem Verein auf so fruchtbaren Boden fallen und zu einer mächtigen, bergsportlich wichtigen Organisation führen würde.

Die Freude über die Gründung eines alpinen Vereins, der unbeirrt seine Ziele verfolgte und unbekümmert um Missbilligungen, Spott und Anfeindungen in der systematischen Pflege des Klettersports, der weiteren Erschliessung der Kletterfelsen des Elbsandsteingebirges, in der Verbreitung des Wintersportes usw. vorwärtsdrang, musste sich gar bald denen mitteilen, die nicht nur im behaglichen, gemütvollen Genuss der Natur, sondern in einer freien, gefahrvollen Körperbetätigung Befriedigung empfinden. Da aber die glühende Liebe zur Natur der Untergrund für alle Schöpfungen unserer Sektion war, so blieb den anfangs wenig zahlreichen Jüngern des Sports eine ideale Auffassung vom Bergsport bewahrt, und es erstand nach und nach jene Welt, in der alle unsere Freunde heimisch werden und viele eine ganz neue Basis für ihr Dasein finden sollten. Allsonntäglich zog man hinaus in die unbekanntten Gebiete der Bergwelt, suchte die Schönheit zu finden, von welcher unsere geistigen Führer zu reden verstanden, sammelte Eindrücke und kostete jene Wandlungen der Seele durch, die jede Veränderung gegenständlicher Reize und subjektiven Empfindens mit sich bringt. Und man fand sich nie

getäuscht, wenn man dorthin pilgerte, wo blauer Himmel und starre Felsen eine Harmonie bilden, wo Anmut, zufriedener Sinn und frohes Glück aus jeder Blumenblüte leuchtet und des Sommers unendlich weiter, schöner Tag seine goldenen Fäden um Berge, Fluren und Haine spinn, oder dorthin, wo des Sturmes Toben trotzende Äste bricht und der ernste Wald ein rauschendes Lied singt, als wollte er die Philister aus ihrem Schläfe und ihrer Gleichgültigkeit schütteln und sie das Leben, gleichviel in welcher Gestalt es einherschreitet, bewundern und lieben lehren.

Die sozialer denkenden Freunde fühlten Dankbarkeit den Anregenden gegenüber und die Pflicht, mitzuwirken an den Werken unserer Sektion. Sie wollten den Reichtum des durch fröhliche Bergfahrten erzeugten Innenlebens einer breiteren Schar von Menschen zugänglich machen, sie auf die Einwirkungen des innigen Verkehrs mit der von der Enge und den Beschränkungen des zivilisierten Lebens noch nichts ahnenden Natur auf Körper, Wesen und Charakter des Menschen hinweisen und ihr damit den Weg zeigen, die höheren Stufen menschlichen Schauens zu erklimmen.

Dem Zusammenschluss der durch gleiche Ziele und Ideale verbundenen Männer folgte der innere Ausbau der Vereinskörperschaft und fügte die umschlingenden Bande der Zusammengehörigkeit fester ineinander durch eine rege Entfaltung geistiger und bergsportlicher Tätigkeit, bis sich der treue Stamm der Sektion zu einer starken, unauflöselichen Einheit verbunden fühlte. In kurzer Zeit wurden nacheinander die Ski- und Rodelabteilung, die Bergsteigerriege und die Jugendabteilung gegründet, die Bibliothek wurde erweitert, und zahlreiche Veranstaltungen sowie Vorträge wissenschaftlichen und touristischen Inhalts zeugten von dem Streben unserer Leiter und Mitglieder.

So ist aus der anfangs kleinen Schar bergfreudiger Menschen eine Organisation entstanden, über deren erstes grosses Werk heute bereits der sanfte Hauch friedlicher Almen weht. — Mögen nun auch eisige Winde darüber hinstürmen: so lange der Geist eines Mannes sie umschwebt, der an der Gründung unserer alpinen Bergheimat mit das grösste Verdienst hat, wird keine Macht die Bande der Freundschaft zerstören, die viele ihrer Vor- und Mitkämpfer umschlungen hält und zu immer neuen bergsteigerischen und ethischen Taten entflammt.

Wohl haben viele und manche ganz besonders ihre Arbeitsfreude und Opferwilligkeit in den Dienst unserer grossen Sache gestellt, doch im Mittelpunkt aller stand immer einer, der alle Freunde überragte, und das war unser unvergesslicher Hugo Kurze. Sein Name ist für immer mit der Entwicklungsgeschichte unserer Sektion verknüpft, und der Persönlichkeit dieses Mannes einige Worte zu widmen, soll meine Aufgabe sein. Dabei möchte

ich den Versuch nicht unterlassen, das schöne Bild, das fast jeder unserer Klubgenossen von ihm im Herzen trägt, durch Hinzufügung der weniger bekannten Grundlinien seines Wesens noch zu erweitern. —

Mit dem kurzen Hinweis auf Hugo Kurzes Bedeutung für unsere Sektion habe ich schon eine seiner wesentlichsten Eigenschaften gestreift, die ihn befähigten, mit wenig Mitteln Grosses zu leisten. Diese Eigenschaft bildete seine organisatorische Begabung.

Unter organisatorischem Talent verstehe ich die Fähigkeit, um sich jene Menschen und in sich jene Kräfte zu vereinigen, mit Hilfe welcher das mit weitem Blick geschaute Ziel inneren Strebens erreicht wird. Die Voraussetzung organisatorischen Handelns ist eine gewisse Universalität des Denkens und Fühlens; denn jene Faktoren, welche sich eventuell als nützliche Elemente oder umgekehrt als Hindernisse dem forschenden Auge des Organisators von fernher zeigen, müssen auf ihren Wert derart geprüft werden, dass ihre Wirkungsweise in ihrer augenblicklichen und ihre Wirkungsweise in einer ganz anderen Umgebung und in einem anderen Zusammenhange als dem gegebenen klar und augenscheinlich wird. Natürlich ist es unmöglich, in den unendlich weiten und feinen Verzweigungen der Wissenschaften und Künste biologisch aller Einzelheiten und aller, in unbegrenzte Geistesströme ausmündenden Untersuchungen der Objekte der alpinen Kultur Herr zu werden; es handelt sich vielmehr nur um die Aufsuchung der Grundwerte und der Seins- und Wesenszusammenhänge des Alpinismus. Diese Fähigkeit, den Nährboden einer Sache, ihre Lebensbedingungen, ihren realen und idealen Wert zu erkennen und dann wieder das Material zu finden, aus welchem sich ein solcher Nährboden zusammensetzen lässt, besass Hugo Kurze in ganz hervorragendem Masse.

Kurze hatte sehr feine Instinkte. Er liebte das Leben. Er liebte es in seinen idealsten und vollkommensten Formen, und er betrachtete die Schönheit der Welt zusammengesponnen aus den verschiedensten Fäden der menschlichen Anschauungs-, Empfindungs- und Ausdrucksweisen. Er hatte darin etwas Goethesches, denn seine Seele bewegte sich in der Natur fast immer verschiedenfältig. Sie empfand epische, lyrische, musikalische und malerische Reize gleichzeitig, weil alle Sinne proportional entwickelt waren. Diese reichhaltige Skala menschlichen Empfindens vermittelte Kurze ein vollkommenes Weltbild, und die Geschlossenheit der Anschauung, die Tiefe der Auffassung vom Leben, mussten ihm auch den gesamten Alpinismus, als eines der köstlichsten Produkte wissenschaftlichen Forschens und künstlerischen Schaffens, im strahlendsten Lichte erscheinen lassen. So wie er nun im Gegen-



Hugo Kurze

† am 18. April 1907

ständlichen alle feineren Reize zu entdecken wusste, so fiel es ihm nicht schwer, aus allen ihm gegenüberstehenden Menschen jene Seiten herauszuschälen, die sich seinen Idealen in irgend einer Weise nutzbar machen liessen. Bergsteiger, soweit sie sich in ihrer Berufs- oder Privattätigkeit als Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Lichtbildner usw. erwiesen: sie alle gewann er für seine Sache, suchte ihre geistigen Interessen in Beziehung zum Alpinismus zu bringen, weckte hier und da noch schlummernde Fähigkeiten und begeisterte alle zu freudigster Arbeit. Er war ja selbst Künstler und besass als solcher einen tiefen Trieb, das Leben seiner Seele zu gestalten, die Gesichte seiner reichen Phantasie umzuwandeln in greifbare Wirklichkeit und mit einer starken Leidenschaftlichkeit des Wollens jene Stoffe zu sammeln, aus denen er dann mit heisser Liebe und grosser Geduld die Werke seines Herzens schuf.

Wie der Künstler so muss auch der Organisator einen deutlich ausgeprägten Charakter zeigen. Dieser hat nichts mit Moral, Konformität, Assimilation zu tun. Der Charakter ist nur der Wille, welcher den Strömungen des Innenlebens und seinen Ausflüssen eine ganz bestimmte Richtung verleiht. Eine grosse Persönlichkeit, die ein ideelles Machtzentrum mit starkem, psychischem Konzeptionsvermögen darstellt und damit über ihre Umgebung hinauswächst und die Schranken bricht, die den Durchschnittsmenschen der Gesellschaft in seinen Bewegungen begrenzen, braucht noch nicht nach eigenem Erkennen zu handeln. Erst der Charakter bestimmt letzteres und erhebt nicht nur im Scheine sondern in Wahrheit die Persönlichkeit über das Niveau der Durchschnittsmenschheit, mit welcher sie nur noch wie mit allen anderen Dingen soziologisch verbunden bleibt.

Einen starken, charaktervollen Zug in diesem Sinne trug Hugo Kurze. Kurze hatte seine eigenen Überzeugungen und handelte nach ihnen. Er blieb unberührt von fremden Einflüsterungen und ging den Weg, den er als rechten erkannt hatte. Der hohe Flug seiner Ideen liess wohl hier und da die Schwierigkeiten und kleinen Unebenheiten übersehen, an welchen sein vorwärtseilender Fuss strauchelte, doch er schwankte nie, und oft hat er bewiesen, dass die Durchsetzung seines Willens auf klar durchdachten Plänen beruhte und er in kritischen Augenblicken sich immer zu helfen wusste. Dem schwerflüssigen Blut und den Bedenken seiner etwas schwärzer schauenden Freunde setzte er einen glänzenden, manchmal allerdings sehr weitgehenden Optimismus entgegen. Niemals jedoch schlug der Wellenkreis seiner Illusionen an den Entgegnungen der von flacheren Ufern begrenzten Geister zurück, nie verflüchtigte er sich. Wenn er das Gelingen eines Planes durch die Opposition einer mit kühlerem

Temperament urteilenden Person gefährdet sah, dann entströmten ungehemmt überzeugungskräftige Reden seinem Munde, und die Glut seiner Empfindungen hätte Herzen von Erz schmelzen müssen. Dabei waren die Worte, die er sprach, weder geziert noch aufgeputzt. In schlichter, einfacher Rede, die jedoch bei inneren Pathos schnell an Wärme und hinreissendem Schwung gewann, wusste er für alles, was er dachte und empfand, einen treffenden Ausdruck zu finden. So konnte sich kaum jemand der zwingenden Macht seiner begeisternden Reden entziehen. Fühlten doch unmittelbar alle, dass eine heilige, festeingewurzelte Liebe zu den Bergen das Leitmotiv seiner Worte war. Denn sie spiegelte sich in seinem Wesen und in seinem Charakter und übertrug sich schliesslich auf seine ganze menschliche Umgebung, sie gab ihm die Kraft, Probleme zu lösen, schwere Aufgaben zu erfüllen und über Wirrnisse hinweg alle Dinge glücklich zu Ende zu führen, sie gab ihm die Kraft, allen Widerständen zum Trotz zäh an seinen Idealen festzuhalten, geistige und materielle Opfer zu bringen, sein teuerstes Gut, seine Gesundheit, zum Pfande zu setzen und schonungslos gegen sich selbst, nur jenen einen Drang aus den Tiefen seiner Seele zu lösen, der zu den Höhen des Lichts und himmlischer Freude führt und den verklärenden Schimmer einer unendlichen Freiheitssehnsucht in sich trägt. So hatte sein Auge jenen herrlichen Glanz, den nur der von Ideen begeisterte Mensch auszustrahlen vermag. Wir spürten das sanfte Wehen reiner, klarer Bergluft, wenn sich sein gütiger Blick in unsere Herzen senkte, doch wir fühlten auch, dass dieser Mann, sei es in der Welt des Eises, sei es im Leben, mit dem Pickel in der Faust gerungen hat, wenn die Eisenhärte seines Charakters durch irgend eine Seite seines Wesens blickte, oder wenn die schneidende Schärfe seiner Worte Feinde treffen sollte.

Aber nur wenige waren es, denen er sein Innerstes enthüllte. Nur wenige kannten seine eigentliche Auffassung vom Leben und seine Weltanschauung. Und doch gehört es zur gerechten Einschätzung des Wertes dieses reich begabten Mannes, davon einiges zu erfahren. Typisch für sein kritisches Vermögen — für die Gabe, eine Sachlage, einen Gedankengang, eine menschliche Handlung oder ein Geschehnis objektiv darzustellen und aus den Anfängen und Ursachen herzuleiten, zu verstehen und zu beurteilen — ebenso wie für die Vornehmheit seiner Gesinnung und den Seelenadel seiner starken Natur war die Wertschätzung des Philosophen Friedrich Nietzsche. Ich erinnere mich einer Bemerkung, die er gelegentlich unseres gemeinschaftlichen Besuches eines Dr. Hornefferschen Vortrags über Nietzsche fallen liess, und die sein Verhältnis zu letzterem ebenso wie seine aus eigenem Denken entwickelte Anschauung charakterisiert. Er äusserte ungefähr

folgendes: „Es ist sonderbar, wie uns das Leben, wenn wir es mit unerbittlichem Wahrheitsgeist analysieren, und dabei niemals Urstoffe, sondern unbegrenzte Möglichkeiten der Veränderung aller Seinsformen entdecken, so dass zeitlich feststehende Begriffe — menschliche Moral und gewisse Vorstellungen vom Sein, die einseitig dem Zug der Dekadenz oder dem oberflächlichen Denken entstammen — aufgehoben werden, plötzlich tief, liebenswert und herrlich erscheint und wie wir auf einmal aus der Erkenntnis, dass menschliche Idealkraft ungeheure Weiten zu umspannen vermag, umso mehr Trieb erhalten, chaotische Dinge zu gestalten. Das Leben ist unerschöpflich, indem der Wechsel der Form eine stetige Verschiebung der Grundlagen des Seins und somit unendlich und ewig dauernd neue Erscheinungen hervorbringt.“ Bei einer anderen Gelegenheit sagte er: „Die beständige Dematerialisierung der Natur durch unsere Sinne und unseren Geist und die beständige Materialisierung unseres Geistes in unseren künstlerischen und wirtschaftlichen Produktionen sind ein Wechselverhältnis, das dem Leben ewigen Reiz verleiht.“ Transzendenztheorien und metaphysische Phantastereien waren ihm verhasst. Sein abstraktes Denken enthielt immer etwas Konkretes. Jeder wahre Idealismus sollte sich als eine mit Hilfe menschlicher Vorstellungskraft bewirkte Projizierung realen Lebens in eine Welt des Scheins zu erkennen geben. Durch diese Anschauung, meinte er, gelange auch wieder der Mensch als Schöpfer zu grösserem Ansehen, und die Gefühle der Ehrfurcht und der Verehrung bemächtigen sich von neuem der Herzen der Menschheit. Wir betrachten die Werke eines Künstlers nicht mehr losgelöst vom Schöpfer und halten letzteren nicht mehr für eine Nebenfigur, durch welche gleichsam nur der Geist eines jenseits stehenden Gottes hindurchweht, sondern als unmittelbare Ausstrahlungen einer Künstlernatur, die mit einer allerdings a priori vorhandenen Eingebungskraft stark empfundenes Leben in die harmonisierten Formen eines Kunstwerkes zwingt. —

Solche und ähnliche Ideenäusserungen vernahmen wir von Kurze fast nur in der freien Bergnatur, in der er unter dem Eindruck der landschaftlichen Szenerie und einer schönen, unentwehten Stimmung in einen wahren Gedankenenthusiasmus ausbrechen konnte. Aber der grosse Zug seines Denkens hinderte ihn nicht, seine Freude über jeden noch so kleinen Gegenstand, den er in der Natur vielleicht als Seltenheit entdeckt hatte — oder auch seine Freude über heitere Menschen, die er gern in seiner Nähe sah, zu äussern. Und leicht steigerte sich diese Freude zur Ausgelassenheit und liess einem anderen Wesenszug freien Lauf, das war sein köstlicher Humor. Von ihm haben unsere Klubgenossen in den zahlreichen Gedichtchen und Spott-

verschen, die er meist in tiroler Mundart verfasste und damit sehr oft die Eigentümlichkeit der tiroler Landsleute zu treffen wusste, mancherlei Proben erhalten.

Nie werden unsere Freunde jene Tage vergessen, an denen es ihnen vergönnt war, mit Hugo Kurze die heimische Felsenwelt zu durchstreifen und mit dem reichen, unbegrenzten Sinn und dem starken Lebensgefühl dieses seltenen Mannes verbunden zu sein. Er verstand es wie kaum einer, in der Bilderschrift der Natur zu lesen. Er war Kenner der Flora, der Fauna, Kenner der Gesteinsarten und Gesteinsschichten, er betrachtete die Landschaft vom Standpunkt des Malers, er verstand die Sprache der Töne und war selbst ein vorzüglicher Interpret der gewaltigsten Meister der Tonkunst. So mussten aus diesem Geist grosse und schöne Erlebnisse hervorgehen, so musste sich aus seiner umfassenden Seele ein Leben voller Sinn und Inhalt gestalten, und der organisatorische Zug seines Wesens entwickelte es zu einer stil- und formvollendeten Einheit, die auch der äusseren Erscheinung seiner Persönlichkeit ihre erkennbaren Merkmale aufzeichnete. Und wer hätte nicht, auch ohne Hugo Kurze näher zu kennen, in seiner Nähe das Gefühl gehabt, einem hochgebildeten Manne und einer grossen Persönlichkeit gegenüberzustehen? Aus seinem ersten Antlitz leuchtete immer ein Strahl von Liebenswürdigkeit — doch nicht verbindlich; dem stolzen Herzen war jedweder Servilismus fremd, und bei allem feinen Empfinden für zarte Dinge blieb seinem Ausdruck stets der männliche Charakter bewahrt. Dieser offenbarte auch im Äusseren immer etwas sieghaftes, selbstbewusstes und würdevolles, und gerade in seinen schweren Leidensagen, die den starken, wetterharten Mann zu Tode stürzten, erkannte man die wahre Grösse, die in ihm ruhte. Als ich ihn das letztmal sah, musste ich an den Griechen denken, der über Theseus sagte: „Diesen Mann brauchen wir nicht in der Schlacht oder im Wagenkampf zu sehen: ob er steht, geht, spricht oder sonst etwas tut, er ist immer Sieger.“

Wie die Griechen solchen Gestalten mit Ehrfurcht nahten und ihre Helden als Halbgötter verehrten, so sollten wir die grossen schöpferischen Naturen, die Künstler, Organisatoren und Bahnbrecher der Menschheit lieben und ehren. Nicht jeder, der ein Anrecht besitzt, jener Klasse von Menschen zugeteilt zu werden, steht im Vordergrund des geistigen Lebens, und umgekehrt ist mancher von der Menge bewundert worden, ohne sich als eine der Verehrung würdige Persönlichkeit erwiesen zu haben. Es soll kein hohler Personenkultus getrieben werden, aber wir müssen wissen, wo wir die Quellen der Wahrheit, der Schönheit und alles Lebens zu suchen haben, und wir müssen Menschen über uns haben, zu denen wir aufschauen, die wir verehren können. Diese

Verehrung drückt sich in keinem anderen Tun aus als in der Verfolgung der von jenen starken Naturen gesteckten Ziele und im treuen Festhalten ihrer Ideale, die wie strahlende Leitsterne am Himmel unserer Sehnsuchten und geistigen Begierden glänzen.

So müssen wir Hugo Kurze als eine unserer tiefsten Verehrung und des innigsten Dankes würdige Persönlichkeit betrachten und auf seinen uns gewiesenen Bahnen zu wandeln für unsere grösste Pflicht halten; denn er hat organisierend mitgewirkt am Werke der alpinen Kultur und für unsere Sektion, der er ihr eigentliches Fundament und ihre Grösse verlieh, alles geopfert.

Nun ist die Purpurblüte dieses jungen, tatkräftigen Lebens hingewelkt in den feuchten, taubenetzten Schoss der Erde. Im Frühling, als die ersten schüchternen Grüns der sanft erwachenden Eos neues Leben verkündeten und duftende, über die braune Scholle der Erde hingebreitete Blumenguirlanden das Antlitz der Natur in rosiger Jugend erglänzen liessen, da ist der Freund von uns geschieden und hat sich zu den Blumen gebettet, die er so innig geliebt und deren dunkle Glocken nun ein wehmütvolles Lied neben ihm läuten. Doch die schlummernde Seele kennt ihrer Erdenwallfahrt Schmerzen nicht mehr — schwebend, träumend, schaut sie ein feines, zartes Bild von den schneeigen, unschuldigen Bergen, von der Abendsonne rosenrotem Glanz, der über den Firnen strahlt und den Duft der Liebe in die kalte Brust der Felsen weht — — — Dorthin, dorthin zog deine Sehnsucht, lieber, unvergesslicher Freund, dort lag der Himmel deiner Hoffnungen — dein tiefes Glück!



Gedächtnisrede

gesprochen zur Trauerfeier für Hugo Kurze

Von Ernst Altkirch, Dresden

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.

Müssen wir nicht alle bei diesen Worten Schillers aus dem Wilhelm Tell unser Haupt verhüllen, wenn wir an Hugo Kurze denken, müssen wir nicht alle in stummer Trauer unser Haupt beugen, wenn wir daran denken, wie arm und gering ein Menschenleben ist, das gerade da von des Todes Hand zerstört wird, wo es sich schön und herrlich entfaltet hatte und goldene Früchte trug. Immer wieder von neuem erhebt sich unter uns Menschen die gewaltige Klage über die Grausamkeit des Schicksals, daß die besten unter uns mitten aus ihrer Verwandtschaft und Freundschaft, und mitten vor allem aus ihrem eigenen geistigen Leben und ihrem Lebenswerk herausgerissen werden. Was hülfte es uns aber, gegen die dunklen Wege des Schicksals unsere Hand auszustrecken und zu murren. Die Gottheit ist starr und unerforschlich in ihren Wegen, sie kennt nicht das, was wir unter uns Erbarmen nennen, und nichts anderes bleibt uns zu tun, als dieser unerbittlichen Gottheit zu danken, wenn sie uns einen Menschen für eine Strecke unseres Lebens gab, den sie auserwählt hatte, der ein Gesegneter und Verlobter Gottes war, so wie Simson in seiner Kraft ein Verlobter Gottes war.

Und Hugo Kurze war ein Gesegneter, er war ein besonderer Mensch und eine Freude und eine Lust für den, der mit Liebe an Menschen hängt, die ihren besonderen Weg gehen. Viele haben Hugo Kurze geliebt, alle, die Ihr um mich versammelt seid, habt ihn geliebt, und Ihr braucht Euch der Tränen nicht zu schämen, die Ihr um ihn vergossen habt. Nicht allen aber wird Hugo Kurze als Mensch und als Freund so nahe gestanden haben, daß er sein ureigenstes Wesen, aus dem seine Worte und Taten, strömten

begriff. Darum will ich versuchen, Euch den Menschen, wie er in Hugo Kurze strebte und — litt, darzustellen, und zwar so, wie ich ihn geschaut habe in Stunden der Begeisterung, in Stunden der Freude und auch in Stunden des Leidens und der stillen Einkehr.

Wenn Hugo Kurze zuweilen mißverstanden wurde, so begriff man vor allem nicht, daß nicht nur ein besonderer und befähigter Mensch, sondern daß auch eine Künstlernatur in ihm steckte. Künstler sind Menschen, die fest und unbeugsam in ihrem eigenen geistigen Leben stehen, und die von diesem so erfüllt sind, daß sie nicht einen Schritt breit von ihrem Wege abgehen, selbst ihren Nächsten nicht zur Liebe und nicht zum Leide. Sie sind Herrscher da, wo sie ihr Königreich erkannt haben und können von rechtswegen nicht dulden, daß andere mit ihrer anderen Art darin ihre Stimme erheben. Die Mehrheit der Menschen kennt die Weise solcher Mitmenschen nicht, vielmehr sie will sie nicht kennen, diese Bahnbrecher, diese Erneuerer und diese Optimisten! Aber was würde die Menschheit bedeuten, wenn sie nicht solche Künstlernaturen unter sich hätte, die ihr von Zeit zu Zeit die Schlafmütze von den Ohren reißen und die sie so ganz ohne Ehrerbietung tanzen und springen lassen, ob die alten Knochen wollen oder nicht.

Als ich Hugo Kurze vor mehr als zehn Jahren kennen lernte, da sah ich ihn zuerst ein wenig von der Seite an. Seine begeisterte Rede über die Bergwelt der Alpen wollte mir nicht in den Kopf, wenn mir auch seine muntere, fröhliche Art und seine warmherzigen Worte zu denken gaben. Ich war wie das Volk und beschloß, mich nicht überrumpeln zu lassen, denn die Kunst, die mir da gepredigt wurde, erschien mir gar halsbrecherisch und nicht eben ernster Menschen würdig.

Aber Hugo Kurze hatte seinen besonderen köstlichen Spott, und eines Tages ging ich doch mit ihm in die Berge. Und ich habe es nicht bereut, denn ich verdanke ihm nicht nur ein ganz neues Schauen der ernsten Größe und Schönheit der Natur, sondern ich verdanke ihm auch eine starke und aufrichtige Männerfreundschaft und Stunden des reinsten Genusses, in denen wir unsere Herzen zu dem Gotte erhoben, den wir uns selbst erschaffen hatten als zwei ziemlich respektlose Heiden.

Wir waren damals, außer Kurze und mir, ein kleines Häuflein unermüdlicher Bergsteiger, und da jeder von dem anderen grundverschieden war, wenn wir uns auch in dem, was uns im Innersten bewegte, immer wieder zusammenfanden, so gab es genugsam Gespräche, in denen der eine dem anderen sein Herz erschloß.

Wenn ich an diese Gespräche zurückdenke, so muß ich

mich vor allem der tiefen Liebe Hugo Kurzes für die Musik erinnern, die so stark und wurzelfest war, daß er nicht selten in bitteren Klagen seine Stimme gegen sein Schicksal erhob. Damals hat sich in ihm das Verlangen oft mächtig geregt, sein ganzes Leben auf einer neuen Grundlage aufzubauen. Er wollte bei ein paar Meistern seiner Kunst ernsthafte Studien betreiben und dann in einem stillen Winkel der Erde völlig der Musik leben, bis er sich selbst sagen würde: nun bin ich so weit, mein Dasein ganz der Kunst zu weihen . . .

Daß es ihm ernst um seine Kunst war, das werden Sie erkennen, wenn ich Ihnen ein paar Komponisten nenne, die er besonders verehrte: Beethoven, Schumann, Wagner, Brahms und Liszt. Sie werden nach meiner Rede Beethovens Sonate in F-moll, die Appassionata, hören, die ein „überaus ernstes Werk“ ist, und die Hugo Kurze schon seinem persönlichen Empfinden nach ans Herz gewachsen war. Keine Gefühlstragödie wird in ihr zur Anschauung gebracht, „denn der Held erliegt dem Geschehe nicht, vielmehr triumphiert seine stolze Kraft. In der Mitte des Werkes steht wie ein ragender Fels, an dem alle Brandung vergeblich anprallt, der wunderbare lyrische Andante-Satz: der seiner selbst gewisse Held, der mit Ruhe und Kraft das Schiff seines Lebens durch den Strudel menschlichen Wehs und menschlicher Not nach seinem Willen lenkt.“

Hugo Kurze hat die Appassionata oft in meinem Hause gespielt, unvergeßlich aber wird mir die Stunde sein, als wir im August 1901 nach einer Hochtour in der Post in Steinach am Brenner beim Asti spumante saßen, und Hugo Kurze, Rudolf Böhm und ich uns in gar fröhlichen und revolutionären Gesprächen über Alpen und Kunst ergingen, bis Kurze aufsprang und das erwähnte Andante nicht nur vor uns, sondern auch vor einer Anzahl Sommergästen, die zur Tür hereinklickten, auf einem Klavier, das nicht viel mehr als ein Klapperkasten war, spielte. Das tat aber unserer Begeisterung keinen Abbruch, vielmehr stieg sie immer höher, und um sie recht zu dokumentieren, kletterte ich auf den Ofen und schaute verächtlich auf die zur Tür hereinguckenden Philister herab.

Das waren damals glückliche Tage! Damals war Kurze noch der Typus des gesunden, ausdauernden Alpenwanderers mit einer sonnigen Vagabundenphysiognomie und mit strahlenden, schwarzen Augen, auf den sich die Blicke der Frauen oft richteten. Seit dem Jahre 1888 hat er die Alpen besucht, er war einer ihrer gründlichsten Kenner, und die Dolomiten waren dasjenige Gebiet, in dem er sich am wohlsten fühlte, mochte er auf tiroler oder auf italienischer Seite seiner Lust an strammer, fröhlicher Felsklettereit Genüge tun.

Die Alpen waren für Kurze immer wieder der Born der Verjüngung, und in den Wochen, wo er in den Bergen lebte, konnte er ein ganz anderer Mensch sein und konnte alles vergessen, was sein Leben getrübt und was ihm Kummer und Herzensnot bereitet hatte.

Daß Kurze seinem innersten Drange nicht gefolgt ist, sich der Musik ganz zu widmen, das hat nicht nur der Beruf verhindert, der ihn mit dem väterlichen Geschäft verband, es ist auch das Verdienst eines Mannes, der im Jahre 1901 die wenigen Mitglieder, die der Österr. Touristenklub in Dresden besaß, um sich versammelte und sie zur Gründung der Sektion Dresden zu begeistern verstand. Ich brauche Ihnen diesen Mann von tüchtigster und biederster Gesinnungsart nicht zu nennen, der Ihnen allen bekannt ist. Für den verstorbenen Freund aber möchte ich ihm heute die Hand drücken, denn er hat sich nicht nur um den Österr. Touristenklub große Verdienste erworben, sondern er hat auch, was er vielleicht bis heute noch nicht wußte, in erster Linie mit dazu beigetragen, daß Hugo Kurze sich vor eine bestimmte Aufgabe gestellt sah, die ihm Freude bereitete und die die Konflikte seiner Seele besänftigte und ihn manchen Kummer vergessen ließ, der an seinem Herzen nagte.

Hugo Kurze war ein Mensch der Tat, erfüllt von Idealen und dem Bewußtsein, daß unser Leben sich nicht nur im nüchternen Alltagsdasein abspielen könne. Ein Glück war es für ihn, daß er bei seiner großen Befähigung auch dem kaufmännischen Beruf eine Seite abgewann, die ihn zur tüchtigsten Stütze des väterlichen Geschäftes machte. Und die Gründung der Sektion Dresden des Österr. Touristenklub hat viel dazu beigetragen, daß der Berufsmensch und der Künstler in ihm sich wieder die Hand reichten und einmütig nebeneinander hergingen.

In der Leitung der Sektion Dresden des Österr. Touristenklubs hat Hugo Kurze alles gefunden, dessen sein idealer Mensch bedurfte. Seine kräftige Hand hatte ein kleines Reich geschaffen, in dem er sich als Herrscher wohlfühlen konnte. Freunde standen ihm zur Seite, viel redliche, aufopferungsvolle Arbeit wurde geleistet, und das mächtige Anwachsen des Klubs in Dresden war der schönste Dank für diese Arbeit.

Für Hugo Kurze aber bedeutet unsere Sektion einen schönen Abschlußstein in seinem Leben. Er als ein von Idealen erfüllter Mensch, hat seine Ideale in viele, viele andere Herzen gesät, vielen hat er ein ihnen neues Land der Schönheit gewiesen, hat sie an ihrem Leben gestärkt und hat sie frei und froh für die oft harten Fesseln der Berufsarbeit gemacht.

So ist er ein Lebensverkünder und Lebenserhalter geworden, er, der so früh mit dem Leben ein Werk beschließen mußte, das

seinen Namen in viele Herzen eingegraben hat, und das sein Andenken uns immer teuer machen wird. Unsere Sektion hat wahrhaft viel in Hugo Kurze verloren, einen Führer und einen Anreger von umfassender Art, ohne dessen gesunden Optimismus wir wohl nicht da ständen, wo wir heute stehen.

Unsere Sektion ist zwar in ihrer Verwaltung heute fest gefügt, besonders wo ein Mann mit an der Spitze steht, der uns für den inneren Ausbau ebenso unersetzlich ist, wie Hugo Kurze mit seinem weiten Blick und seinem starken Erfassen all der Dinge, die unsere Sektion groß gemacht haben und die in früheren Jahren viel bekrittelt und bespöttelt worden sind.

Als ein wahrhaft tragisches Verhängnis aber muß es bezeichnet werden, daß Hugo Kurze nicht die Vollendung eines seiner schönsten Werke sah, die er aufs tatkräftigste gefördert hat. Sie wissen alle, daß ich die Fertigstellung und die Einweihung der Wolf Glanvell-Hütte in unserem alpinen Arbeitsgebiete, der Fanis-Tofanagruppe, meine. Bei keiner Gelegenheit hat sich der schöne Idealismus Kurzes mehr gezeigt, als in der Überwindung der mannigfaltigen Schwierigkeiten, die es zu bewältigen gab, bis der Bau der Weganlage und der Hütte als gesichert angesehen werden konnte. Hier hat auch seine zähe Arbeitskraft großes geleistet, und nicht nur das; auch seine schriftstellerischen Arbeiten haben dazu beigetragen, daß die Fanis-Tofanagruppe in weiteren Kreisen bekannt wurde, und seiner tätigen Hilfe ist es in erster Linie zu danken, daß die Hoffnungen, die wir auf die Wolf Glanvell-Hütte setzten und noch setzen, sich erfüllen werden.

Hugo Kurzes schriftstellerische Arbeiten auf touristischem Gebiet dürfen nicht übersehen werden. So wie er ein warmblütiger, tatenfroher Mensch war, so war auch sein Stil voller Leben und Gesundheit, und dabei voll Überzeugungskraft. Seine Monographie über die Kletterberge der Sächsischen Schweiz, die in unserem ersten Jahrbuche erschien, hat viel dazu beigetragen, die Lust am Klettersport in vielen jungen Leuten rege zu machen. Unsere Jugendabteilung, die den Klettersport besonders pflegt, ist durch die Anregungen, die Hugo Kurze allenthalben gab, entstanden. Ebenso war er einer der ersten, der den Skisport innerhalb unserer Sektion gepflegt hat. Das sind allerdings nur wenige Jahre her, und ich erinnere mich heute noch gern unserer verwunderten Gesichter, wenn einige Fremde uns auf dem Hauptbahnhof begegneten, die sich herausnahmen, auch den Schneesport zu pflegen. Niemand hätte damals von uns für möglich gehalten, daß unsere Sektion einmal Sportfeste veranstalten würde, wie wir ein solches im letzten Winter in Geising-Altenberg erlebt haben.

So wandeln sich rasch die Zeiten, und so hat es leider auch

nur eine kurze Zeit gedauert, daß aus dem gesunden, tatkräftigen Menschen, der Hugo Kurze war, ein armer Kranker wurde, der bis zu den letzten Tagen sehnsüchtig sein inneres Auge nach dem von ihm so überaus geliebten Tirol richtete, wo in einer der romantischsten Dolomitengebiete die Wolf Glanvell-Hütte fest gefügt stand und gut überwintert hatte. Wie mag ihm bei aller Sehnsucht wehmütig ums Herz gewesen sein, denn sicherlich ist seiner Seele nicht verborgen geblieben, daß die Krankheit, die ihn befallen hatte, gar bössartig und heimtückisch war. Aber der gute Geist, der über seinem Schicksal waltete und der ihn niemals ganz verlassen hat, hat es auch in seiner letzten Stunde noch gut mit ihm gemeint, auf leisen Sohlen hat ihn der Schlaf seinem Bruder, dem Tode, zugeführt, und wenn auch sein Leib sich zu langer Ruhe niedergelegt hat, sein Herz, sein tapferes Herz, wird leben; darum weinet nicht, weinet nicht, stillt die Tränen, die Ihr um ihn vergießt, sein Herz, es lebt, und sein Werk, es lebt, und beides wird immerdar unter uns leben! Ihr aber, die Ihr Euch heute hier versammelt habt, seid einig darin, das Erbe Hugo Kurzes hochzuhalten und zu mehren!



Die Forcella di Travenanzes

Von R. Kubasch, Dresden

Nach strammer 14stündiger Tour saßen Freund Hoffmann und ich in der Glasveranda des Gasthauses zur Post in Pieve di Livinallongo und gönnten den Gliedern die wohlverdiente Ruhe. Gegen Abend hatte Regen eingesetzt und trommelte lustig an die Fensterscheiben. Wenig gutes erhofften wir vom Wetter. Doch zum Travenanzestal mußten wir morgen noch kommen, dort erst sollte Rasttag sein. Um wenigstens einen Teil des Weges im Trocknen zurückzulegen, belegten wir zwei Plätze in der Post bis zum Ospizio Falzarego, um dann weiter über den Col dei Bos zur Wolf Glanvell-Hütte zu wandern.

Wer beschreibt unser frohes Erstaunen, als uns am anderen Morgen heller Sonnenschein begrüßt. Sonntag ist's. Die Glocken rufen die Gläubigen zur dumpfen Kirche. Uns aber bringt die Post durch enge Straßen, an Häusern mit weit vorspringenden oberen Stockwerken und an neugierigen Menschen vorüber hinaus ins Freie. Die schöne, kunstvoll angelegte Straße bietet eine herrliche Aussicht auf den Eisdom der Marmolata und auf die Civetta-gruppe. Bequem läßt sich vom Wagen aus schauen. Kurze Zeit laufen die Pferde im Trab, doch bald beginnt die Steigung, und gar langsam schleicht der Postwagen aufwärts. In vielen mächtigen Kehren erklimmt die Straße die Paßhöhe. Ein schöner, schattiger Waldweg führt steil, aber in gerader Linie empor. Wir lassen die Rucksäcke unsere 4 K. abfahren und ziehen das Wandern in frischer Morgenluft vor. Tief unter uns liegen die Dörfchen Franza und Castello, von der Ruine des Schlosses Buchenstein überragt, während geradeaus der Sasso di Stria seine Mauern emportürmt. Wir müssen oft lange warten, um unsere gute Post nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Schwer keuchen die Pferde die immerhin steile Straße hinan. Nachdem der Wagen einen in den Felsen gehauenen Tunnel passiert hat, wird die Steigung geringer. Wir steigen wieder ein und fahren noch ein Stück des

Weges. Die Paßhöhe ist bald erreicht und nun rollt das Wägelchen rasch den Berg hinab. Aber uns behagt das Sitzen garnicht, unsere langen Haxen haben zu wenig Platz. Schließlich könnten wir doch auch über die Forcella das Travenanzestal erreichen! Gesagt, getan, unsere Rucksäcke fliegen vom Verdeck, und die Post rollt weiter ohne uns.

Um unseres Weges auch ganz sicher zu sein, wird der Kompaß zur Hand genommen und die Karte studiert. Es stimmt. Vor uns, zwischen dem Kleinen Lagatschoi und der Cima Falzarego zeigt sich der Einschnitt der Forcella di Travenanzes. Zu unsrer Linken thront der Sasso di Stria. Im Süden zieht ein Höhenrücken gegen den Nuvolau, während die vielzackige Croda da Lago den Blick im Osten begrenzt. Links von ihr fällt die Straße gegen Cortina.

Auf denn also! Eine schmale Steigspur führt steil aufwärts. Im Gestrüpp verliert sie sich oft, um dann im steinigen Gehänge wieder deutlicher zu werden. Bald stoßen wir auch auf rote, verblichene Markierungszeichen. Eine schöne Flora weist dieser nach Süden zugekehrte Hang auf. Alpenrosenbüsche prangen noch in dunkelroter Blüte und zwischen ihnen stehen vereinzelt selten schöne und große Edelweißsterne. Daneben lugen noch viele andere Blumen in allen Farben aus dem Grase hervor. Höher oben hört die Vegetation auf, wir betreten die Halden des Kleinen Lagatschoi. Unbarmherzig brennt die Sonne auf die kahlen Steine, die eine wahre Gluthitze ausstrahlen. Wir queren den Hang und überschreiten ein Bachbett. In dieser Jahreszeit, es ist Ende August, wird das Wasser wohl immer versiegt sein. Doch im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, mag hier ein wilder Gießbach heruntertosen, denn arg zerwühlt und zerrissen ist der Boden. Freund Hoffmann stürmt voraus. Ein froher, jauchzender Jubelschrei tönt aus seinem Munde, als er die Höhe erreicht hat. Schnell eile ich zu ihm: wir schauen in unser Travenanzestal.

So schön hatte es sich keiner von uns beiden gedacht. Eine feierliche Ruhe liegt bei all der grandiosen Wildheit über dem Tal. Es ist noch wenig besucht, doch ist's gut so. Es tut ja der Stadtseele immer so wohl, irgend ein Stück Erde zu finden, wo sich die unverfälschte Natur noch erhalten hat. Keine sorgsam planierten Wege, keine unheimlichen Draht- und Eisenversicherungen sind angebracht, der Sommerfrischler und Kurbadegast in Samt und Seide, mit hohem Stehkragen und buntem Sonnenschirm wird wohl nie den Schritt hierher wenden. Ein Hochgebirgstal wird es bleiben, abseits von der großen Heerstraße, ein Tal, in dem der echte Tourist das findet, was er sucht, warum er die Stadt und all ihren Luxus flieht: ursprüngliche Natur, Ruhe und Seelenfrieden.

Ernst schauen die gewaltigen Felsen zu beiden Seiten des Tales herab auf die Menschen. Jahrtausende stehen sie schon hier, vieles wohl sahen sie. Manches schwand, vieles stürzte, neues kam. Unentwegt standen sie. Von Beständigkeit zeugen die Felsen, an die Vergänglichkeit alles Seins mahnen die losen Steinhalden. Mensch, du lernst angesichts der Natur mehr, als dir Bücher sagen. Nur denken mußt du, gib dich willig der Zauberin Natur gefangen, sie lehrt dich viel!

Wir gehen nicht in die Alpen, um nur zu erzählen, wieviel Berge wir erstiegen, wieviel Dörfer, Städte, Menschen wir gesehen. Der Genuß, den rein uns die Natur jeweilig beut, ist das Höchste, was wir finden können. Die Erinnerung nehmen wir dann mit heim.

Travenanzes! Wir hatten den Namen schon so oft gehört. Die Namen der Berge waren uns längst schon vertraut. Da rechts liegen die drei Tofanen, davor der kecke Bau der kleinen Punta, zur Linken die Fanisspitzen und andere mehr. Imposant und majestätisch präsentiert sich hier der Fanisturm. Wahrlich ein echter Talwächter! Steil strebt er auf, wild zerrissen sind seine Flanken. Ein begehrenswertes Ziel für jeden Kletterer!

Eine eigenartige Farbenstimmung zeigt das Tal. Zu dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel kontrastiert seltsam und doch so wunderbar malerisch das rötliche Gestein der Berge, vom zarten Gelbrot bis zum satten Rostrot abgestuft. Dunkle, blauschwarze Kamine durchreißen die steilen Wände, deren Gestein grau, im Schatten blau bis violett erscheint. Die langen Steinhalden, die vom Fuße der Felsen ins Tal ziehen, sind von gelbgrauer Färbung. Weiße Schneeflecken liegen am Fuße der Kamine und krönen die Nordseiten der Gipfel. Tief unten im Tal vervollständigt das frische Grün der Almen und das dunklere der Latschen das farbige Bild. Dazu eine herrliche klare Luft. Man sieht unendlich weit. Deutlich erkennen wir, wie der Hüttenweg aus der Schlucht am Monte Vallon Bianco hervortritt, sich dann zwischen dunklem Knieholz hindurchschlängelt und über Wiesenflächen führt. Hell hebt sich sein geschotterter Boden vom Grün ab. Aber von unserer Hütte ist noch nichts zu sehen.

Terrassenförmig steigt das Tal an und immer geringer wird die Vegetation. Auf unserer Höhe, ca. 2450 m über dem Meeresspiegel, stehen wir inmitten einer Steinwüste. Abwärts steigend überschreiten wir eine große horizontale Wiese. Neugierig sehen uns die darauf weidenden Pferde an. Es mögen wohl selten Wanderer hier vorüberkommen, denn der meist begangene Weg über den Col dei Bos zieht sich rechts drüben an den Steinhalden der Tofanen entlang. Der breite Rücken der Cima Falzarego trennt uns von ihm. Pfadlos setzen wir unseren Weg in gerader

Linie fort. Bald beginnen Alpenrosensträucher die Fläche zu beleben. Zwergkiefern krümmen sich dazwischen. Nach und nach, je tiefer wir abwärts steigen, wird die Vegetation bunter, Blumen sprießen hervor. Oft hören wir ein eigentümliches Pfeifen. Es sind Murmeltiere, die hier in ziemlicher Anzahl hausen. Gesehen haben wir leider keins von diesen flinken, scheuen Tieren.

Die Forcella liegt schon weit hinter uns, und noch immer ist nichts von der Hütte zu sehen. Eine Terrasse noch und ganz plötzlich liegt sie nahe vor uns, freundlich leuchtet das rote Dach herüber. Ein lauter Juchzer ertönt aus Hoffmanns Munde. Vor der Hütte sitzen drei Personen, noch können wir sie nicht erkennen. Fast im Laufschrift gehts den letzten Hang hinunter: und fröhlich begrüßen wir liebe Bekannte.



Die Erstersteigung des Monte Castello in den Dolomiten von Fanes

Von Dr. Alfred v. Martin, Berlin

Prof. Viktor Wolf von Glanvell war ein sehr gründlicher Alpinist. Wo er tätig gewesen war, da gab es für andere meist nur wenig mehr zu tun. So erregte es denn meine Aufmerksamkeit in hohem Maße, als ich in v. Wolfs eigener Darstellung seiner Bergfahrten in der Fanis-Tofanagruppe*) von einem mißlungenen Versuche auf einen bis dahin und zur Zeit der Abfassung jenes Aufsatzes noch immer unerstiegenen Gipfel las.

v. Wolf hatte am 4. August 1899 die — übrigens völlig unschwierige — Erstersteigung des Monte Casale (2853 m) ausgeführt, der vordem noch unbetreten war. Karl Doménigg und Gottlieb Stopper (den gleich Wolf das Todesschicksal am Fölzstein ereilte), waren des letzteren Genossen. „Als die Frage nach dem nächsten Ziele unserer Wanderung aufgeworfen wurde,“ so erzählt Wolf, „fielen unsere Blicke auf den klotzartigen Turm des Castello (2811 m), der greifbar nahe seine gelben Wände uns zuehrte, und augenblicklich war der Entschluß gefaßt, mit diesem kecken Gesellen anzubinden. Um 9 Uhr 10 Min. verließen wir also unsern Hochsitz und stiegen zum Südfuße des Castello hinab, denn daß weder in der glatten Westwand, noch in der lotrechten Ostwand viel zu holen sei, merkten wir sofort. Auch bei uns sah es nicht allzu schön aus. In der ziemlich breiten, gelb gefärbten Südkante befand sich in einer Höhe von etwa 8 m über einem Überhange ein kleiner Absatz, auf welchem ein sonderbarer Zacken aufsitzt; etwas rechts und höher schneidet ein senkrechter, enger Spalt durch das Gemäuer. Wieder etwa 8 m höher wird er zum tiefen Kamine, und weiter oben scheint es fraglos zu gehen. Also Seil heraus, und Kletterschuhe angezogen! Über brüchige Schrofen bin ich gleich am gelben Absturze, und einige Meter geht es zur Not auch aufwärts; drei- bis viermal muß jeder Vorsprung geprüft

*) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 357 f.

werden, und ein wahrer Steinregen prasselt in die Tiefe. Aber knapp vor dem Überhange bleibe ich stecken. Der Fels wird senkrecht, und halten will rein garnichts; das bloße Anstreifen mit dem Körper genügt, um vorstehende Felsstückchen loszulösen. Immer wieder fährt die Hand tastend über dem Kopfe umher; vergebens — zurück! Vielleicht geht es anderswo! Wir eilen um die Westseite herum und finden, daß im Norden dem eigentlichen Gipfel ein kleinerer Turm vorgebaut ist; von Osten her klettere ich nicht leicht in die Scharte zwischen ihm und dem Hauptturme hinauf. Doch hier bin ich wieder am Ende; zwar ist der Fels grau und fest, auch ließe sich der Nebenturm von hier aus zur Not ersteigen, aber die Mauer des Hauptgipfels hängt dachartig überhängend herein, und von oben fein zerstäubende Wassertropfen mahnen mich eindringlichst zur Umkehr. Wohl zieht in der Ostwand von der Gipfelfläche ein dunkler Riß herab, allein bis zu ihm ist alles glatt und aussichtslos. Mißmutig müssen wir uns als geschlagen bekennen; „aber wir kommen wieder“, knurrte Carletto ingrimmig.

Diesem geplanten Wiederkommen scheinen sich nachträglich irgend welche Hindernisse in den Weg gestellt zu haben. Nur einmal noch ward der Castello von Bergsteigern umworben: K. Goedel und R. Kaltenbrunner machten am 1. September 1903 — ebenfalls auf der noch die besten Aussichten bietenden Südseite — einen Angriff, doch gleichfalls ohne Erfolg.

Dann hatte der Berg wieder Ruhe, bis ich am 11. Juli 1906 eine Annäherung versuchte.

Tags zuvor war ich in das Ampezzotal eingefahren, und hatte in Ospitale meinen alten Berggefährten Zaccaria Pompanin aus Cortina getroffen, den ich telegraphisch dorthin bestellt hatte. Denn mein Plan, den Castello führerlos, gemeinschaftlich mit einem Klubbruder vom Akademischen Alpenklub Innsbruck anzugreifen, war durch dessen unvorhergesehene Verhinderung im letzten Augenblick vereitelt worden. Mit Pompanin hatte ich im Sommer 1902 eine größere Anzahl meist sehr schwieriger Touren in den Ampezzaner und Sextener Dolomiten ausgeführt wie: Croda di Cesdellis von Süden, Col Rosà von Südosten, Kleine Zinne von Norden u. a. Im Mai 1903 war ich wieder in diesem Gebiet gewesen und hatte wiederum mit Pompanin zwei sehr schöne Touren unternommen.*) So kannte ich Pompanin bereits als erprobten Genossen und vorzüglichen Kletterer.

Aber diesmal war seine Zuversicht gering. „Wir werden nicht hinaufkommen,“ meinte er, als ich ihm meinen Plan mit-

*) Vgl. „Alpinismus und Wintersport“ 1907, Heft 20 und 21: „Maitage in den Ampezzaner Dolomiten.“

geteilt hatte. „Warum nicht?“ „Wo der Dr. v. Wolf nicht hinaufgekommen ist, da werden wir auch nicht hinaufkommen!“ war die Antwort. Ich entgegnete, einen Versuch wollten wir jedenfalls machen. Aber innerlich freute ich mich über das hohe Maß von Achtung und Anerkennung, das hier ein erstklassiger Führer einem ebenso erstklassigen Führerlosen entgegenbrachte.

Unsere Ausrüstung war vollständig. Ich hatte 25 m, Pompanin 40 m Seil mitgebracht. Auch Mauerhaken hatte ich nicht vergessen, und einen Hammer zum Einschlagen derselben borgten wir uns beim Wirt in Ospitale. Kletterschuhe waren selbstverständliches Erfordernis. Der gesamte Proviant mußte ebenfalls vom Tale aus mitgenommen werden, denn die Hirten von Groß-Fanes sind auf Fremde nicht eingerichtet.

Ich hatte beabsichtigt, ihnen noch am Abend meinen Besuch abzustatten und bei ihnen zu übernachten. Aber Pompanin war heute schon auf dem Sorapiß gewesen; so bedurfte er der Ruhe. Wir blieben also in Ospitale zur Nacht, um tags darauf gleich von hier aus dem Castello zu Leibe zu rücken.

Nur kurzen Schlaf gönnen wir uns. Um 2 Uhr bereits rasselt der Taschenwecker. Schnell heraus, gewaschen und in die Kleider geschlüpft. Dann trete ich hinaus vor die Hoteltüre.

Noch schwingt die Finsternis ihr Szepter, und nur schemenhaft heben sich die Berggestalten, die das Haus umgeben, die Ausläufer des Cristallo- und des Pomagognonzuges, Tofana, Col Rosà und Monte Vallon Bianco vom fahlen Nachthimmel ab. Müd flackert das Mondlicht durch die verhüllenden Wolken.

Als wir, Pompanin und ich, um 3 Uhr, beide schwer bepackt, Ospitale verlassen, beginnt die Dämmerung schon rasch vorwärts zu schreiten. Der Tag will anbrechen.

„Wie leise sich der Morgen regt,
gleich einem Lächeln, das sich traumhaft hinbewegt
um halbgeschlossener Lider Rund
und einen schlummertrunknen Mund,
der eine ungeduldige Welt
nur hinter leichtem Riegel hält.

Bald wird die rote Pforte klingen,
und was sich innen stößt und zwängt,
sehnsüchtig nach dem goldenen Tage drängt,
mit einem Freudenschrei ins Weite springen.“

(Gustav Falke)

Wir verfolgen die Straße bis unterhalb Peutelstein und biegen dann auf den Fußweg ab, der durch den dunklen Tann schnell ins Fanestal führt.

Bald lichtet sich das Gehölz. Wir gelangen an den Vereinigungspunkt der Täler von Fanes und Travenanzes und zum

Ponte alto di Progoito. Welch wunderbarer Blick von der Brücke hinab in die dunkle Tiefe, aus der traumverloren grünes Wasser heraufrauscht! Jenseits führt der Weg ziemlich steil empor, hinein ins Fanestal. Nach Überwindung der untersten Talstufe geht es nahezu eben am rechten Ufer des rauschenden Baches dahin, der einmal einen schönen, in Stufen abstürzenden Fall bildet. Aus der begrünten, baumbewachsenen Talsohle erheben sich in mauer- gleichen Wänden zur Linken der Monte Vallon Bianco, zur Rechten der Taë und die Gruppe der Col-Becchei-Spitzen. Das Tal weitet sich. Wir wandern an dem dunkelgrünen Wasserspiegel des Sees von Ampezzaner Fanes vorüber und betreten nach Überschreitung des Baches saftig grünen Weideboden, auf dem eine Kuhherde sich ihre Nahrung sucht. Links oben, auf der Schutthalde, die sich in die Felsen des Vallon Bianco hinaufzieht, läßt sich ein Rudel von mehr als einem Dutzend Gamsen beobachten, die schrille Pfiffe ausstoßend, hurtig über die Trümmerfelder dahineilen. Dann nimmt der Weg, sich etwas weiter von dem hier tiefer erodierten Bachbett entfernend, wieder größere Steigung an, und während sich zur Linken jetzt neben dem Monte Vallon Bianco auch die Furcia-rossa- und die Campestrin-Spitzen zeigen, überschreiten wir wiederum den Bach und erreichen damit die Alpe von Groß-Fanes, auf der zahlreiche Herden von Kühen, Pferden und Ziegen weiden. Um 6 Uhr morgens betreten wir die Hütte.

Drei alte Hirten und ein junger Bursche hausten dort. Sie hatten sich seit der Zeit, da Wolf v. Glanvell und seine Genossen als erste Bergsteiger in dieses Gebiet eindringen, in erfreulicher Weise zivilisiert. Damals wollten sie von fremdem Besuch noch absolut nichts wissen, sondern zeigten diesem augenblicklich und ungefragt „in nicht mißzuverstehender Absicht“, wo der Weg nach St. Cassian weiterführe. „Erst freundliches Zureden,“ so erzählt Wolf, „und ein Geldgeschenk bewogen den alten Hirten, uns den vorläufigen Aufenthalt in der Hütte zu gestatten.“ Wir waren daher sehr erfreut, als uns die Hirten gleich freundlich entgegenkamen, uns frische — wenn auch nicht sehr reinlich aussehende — Milch anboten, und uns gestatteten, bei ihnen zu übernachten.

Schön präsentierte sich von der Hütte aus der Kamm der Fanisgruppe mit den Furcia-rossa-Spitzen, dem Castello, Cavallo, Casale und den Campestrinspitzen. Im Südwesten ragte der kecke Turm der Conturinesspitze gen Himmel. Blinkender Sonnenschein lag darüber.

Es war 7 Uhr, als wir unsere Schritte der Mulde von Groß-Campestrin zuwandten, um unserem jetzt sichtbar gewordenen Ziele, dem Castello, entgegenzustreben. Neben den gewaltigen Fels-trümmern, die einst ein Bergsturz von der Nördlichen Campestrin-spitze herabsandte und die jetzt ein Bild wüster Wirrnis gewähren,

rasteten wir länger als $\frac{1}{2}$ Stunde. Einige Regentropfen fielen zur Erde, dann aber schien die Sonne wieder schön und warm, wie zuvor. Allmählich entfaltete sich ein prächtiger Blick auf die Zillertaler Alpen, deren gleißende Gletschergefilde neben der schönen Felskuppe der La Varella hervorlugten. Links von den Campestrinspitzen schaute die Sellagruppe herüber.

Kurz vor $\frac{1}{2}$ 10 Uhr haben wir die Scharte nördlich des Castello erreicht. Wie gebannt bleiben wir stehen: in so wuchtigen Formen, in so gewaltiger Größe, so mächtig erhaben bauen sich drüben, jenseits des Travenanzestales, die imposanten Gipfel der drei Tofanen auf.

Dann gehen wir zunächst einmal um unsern Berg herum, „spekulieren“, wie Pompanin sagt. Bald trotzig herausfordernd, bald wieder sorgenvoll und kleinmütig, betrachten wir ihn genau von allen Seiten. West- und Ostwand kommen gar nicht in Frage. Die Nordwand wohl auch kaum. Also müssen auch wir unser Glück auf der Südseite versuchen. Dort oder nirgends! Pompanins Zuversicht ist durch die Autopsie nicht gestiegen: „ich hab's ja gleich gesagt,“ meint er, „wo Dr. v. Wolf nicht hinaufgekommen ist, kommen wir auch nicht hinauf.“ Nun, es gilt eben einen Versuch.

Von der Scharte südlich des Castello sehen wir einen Spalt sich in der Bergwand hoch hinaufziehen. Ein Stück weit ziehen sogar zwei Einrisse nebeneinander empor; doch nur der linke kommt für uns in Frage. Dieser muß den Aufstieg vermitteln; eine andere Möglichkeit, da hinaufzukommen, scheint es überhaupt nicht zu geben. Das hatten auch Wolf und seine Gefährten mit richtigem Blick erkannt.

Wir ziehen die Kletterschuhe an und binden uns an Pompanins langes Seil. Pompanin steigt voraus.

Erst geht es ein paar Meter hoch über die rechts von dem erwähnten Spalt vorspringende Felsrippe empor; dann aber muß man sogleich in den Spalt hinein. In ihm geht es erst senkrecht, dann ein kurzes Stück überhängend aufwärts zu einem Felsvorsprunge, welcher von einem auffallenden Zacken gekrönt wird. Einen wahren Hagel von losen Steinen läßt Pompanin, während er klettert, herab: der Fels ist hier wirklich von einer Brüchigkeit, die die berühmtesten Karwendelklettereien fast in den Schatten stellt. Aber Pompanin gibt nicht nach. Bald hat er den erwähnten Felsvorsprung erreicht, und damit den ersten Ruhepunkt. Ruhe ist aber auch notwendig, um das folgende sehr schwere Stück bewältigen zu können. Der Spalt wird hier außerordentlich eng und bietet während der untersten paar Meter fast gar keinen Griff. Einmal über das andere versucht Pompanin, über diese Stelle hinwegzukommen. „Es geht nicht.“ Er versucht es nochmals.

Vergeblich. „Wir müssen es mit Mauerhaken versuchen.“ Schnell habe ich diese nebst dem Hammer an das Seil gebunden, schnell zieht Pompanin das wertvolle Werkzeug zu sich empor, und gleich darauf hallen seine Hammerschläge, die die Haken fest in die engen Fugen des Gesteins hineintreiben. Zwei Haken werden genügen. Mit ihrer Hilfe arbeitet Pompanin sich über das ärgste Stück hinauf. Jetzt wird es, wenn auch immer noch sehr schwer, ohne solche — immerhin als nicht ganz „fair“ geltende — künstliche Hilfsmittel weitergehen. Die Hauptschwierigkeit bildet jetzt noch die Überkletterung eines eingeklemmten Blockes. Endlich ist auch dies gelungen und damit der Sieg entschieden. Nun ist auch Pompanin davon überzeugt, daß wir hinaufkommen. Oberhalb des eingeklemmten Blockes findet sich wieder ein guter Ruheplatz vor. Jetzt erst komme ich nach, und groß ist meine Bewunderung für Pompanins Tüchtigkeit, der in solch schlechtem Gestein so bedeutende Schwierigkeiten unversichert überwunden hatte. — Der Riß erweitert sich nun zum Kamin. Diesen verlassen wir schließlich nach links und erreichen damit eine schuttbedeckte Terrasse dicht unter dem Gipfel: die Kletterei ist eben sehr kurz. Über eine unschwierige Wand wird sodann der Gipfel gewonnen, der ein ausgedehntes, mit Schutt und Blöcken bedecktes Plateau bildet. Wir errichteten oben einen Steinmann und deponierten eine Flasche mit Visitenkarte.

Die Aussicht tritt bei einer Tour wie dieser naturgemäß völlig in den Hintergrund. Da die Zentralalpen inzwischen — infolge des trüben Wetters — unsichtbar geworden waren, beschränkte sich der Blick auf die umliegenden Dolomitgruppen: zwischen Tofana di Rocas und Monte Casale sahen wir den Nuvolau, rechts vom Monte Cavallo die Marmolata, die Sellagruppe und den Langkofel, weiterhin die Enneberger und Pragser Dolomiten, unter denen die Hohe Gaisl besonders imponierend wirkte, weiter Dreischusterspitze, Elfer, Drei Zinnen, Zwölfer und Cristallo.

Der Abstieg ging glatt von statten. Ich wurde von Pompanin gut versichert; dieser selbst seilte sich ab, nachdem er zu diesem Zwecke mein Seil noch an das seine angeknüpft hatte.

Zur Scharte zurückgekehrt, trennte ich mich bald darauf von meinem wackeren Führer Pompanin. Mittag war noch nicht lange vorüber; ich beabsichtigte daher, den Rest des Tages noch zu einer Streiferei durch die umliegenden Bergreviere zu verwenden. Pompanin aber ließ ich nach Hause zurückkehren.

Ich stattete dann zunächst dem nahe gelegenen Monte Casale (2853 m) einen Besuch ab, der des großartigen Anblicks wegen, den der Fanisturm von hier aus bietet, lohnend ist, traversierte dann hinüber zur Forcella di Campestrin (2743 m) und bestieg von hier aus über den bequemen Nordwestgrat den Monte Cavallo

dei Fanis (2908 m). Von diesem ging ich über den Grat hinüber zur Nördlichen und Mittleren Fanisspitze (2967 m) und stieg von der Scharte zwischen beiden bei Nebel und heftigem Regen ins Lagatschoital ab. Über den Col de Lodgia (2144 m) kehrte ich dann zur Hütte von Groß-Fanes zurück, wo ich gegen 9 Uhr abends anlangte. Es war schon fast vollständig finster; kaum daß ich die Hütte noch wiederzufinden vermochte. Aber wunderbar schön war diese Abendwanderung.

„Gelassen stieg die Nacht ans Land,
lehnt träumend an der Berge Wand,
ihr Auge sieht die goldne Wage nun
der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
und kecker rauschen die Quellen hervor,
sie singen der Mutter, der Nacht ins Ohr
vom Tage,
vom heute gewordenen Tage.“

(Eduard Mörike.)

Mit den Hirten blieb ich im schönsten Einvernehmen. Sie halfen mir mit trockenen Kleidungsstücken aus, wofür ich mich mit frischem Kirschkuchen, den ich noch von Innsbruck mitgebracht hatte, revanchierte. Ja, ich durfte sogar bei ihnen in der Stube schlafen, ein Glück, das Wolf und seinen Genossen damals nicht zuteil geworden war: die hatten im Dachraum auf „elend harten“ Balken kampieren müssen, wobei Wolf noch als besondere Fatalität erwähnt, „daß der Rauch vom Kochen gerade zu unsern Schlafsäcken emporqualmte und uns so zur Rolle von Selchfleisch verdamnte“. Da hatte ich es allerdings besser. In der Stube lagen auf dem Ofen mehrere Strohsäcke als Nachtlager, und einen von diesen überließ man mir bereitwillig. Doch ich konnte es da oben zwischen Ofen und Zimmerdecke bald vor Hitze und schlechter Luft nicht aushalten. Ich zog es daher vor, nachdem ich die Fenster geöffnet (was offenbar seit langer Zeit nicht mehr geschehen war), den Rest der Nacht auf der Holzbank zu verbringen — „zu schlafen“, wäre etwas euphemistisch ausgedrückt.

Am folgenden Tage erstieg ich die bis dahin unbetretene Südliche Furcia-rossa-Spitze (ca. 2770 m) und schloß daran die erste Ersteigung der höchsten Furcia-rossa-Spitze (2774 m) von Südwesten, aus der Mulde Groß-Campestrin. Den Abstieg nahm ich auf dem Wege, den von Wolf, Doménigg und Stopper aus dem Furcia-rossa-Kar eingeschlagen hatten.

Dann kehrte ich zur Hütte von Groß-Fanes zurück und stieg durch das Fanestal bis zum „Ristorante al Ponte alto“ ab.

Es dämmerte bereits, als ich hinunterkam. Aber noch zog es mich nicht hinein ins Haus. Lange noch lag ich unten zwischen den grünen Bäumen, schaute hinauf zu den Höhen, von denen ich

eben herabgekommen, und versenkte mich in den zauberischen Reiz, den diese Gegend, noch unberührt vom großen Touristenstrom, noch unentweiht von der „besudelnden Menge“, wie Shelley sie nennt, in ihrer Ursprünglichkeit und Frische ausübt.

„Der Tag legt endlich die Krone ab,
groß und mächtig wächst jeder Baum,
Sehnsucht tritt an der Wipfel Saum,
und Seufzer fallen von Wolken herab.
Die Blätter hängen wie Stein bei Stein,
Nachtwinde schläfern die Erde ein.“

(Maximilian Dauthendey.)



Die Punta Col dei Bos

Von Paul Hoffmann, Dresden

Nach dem zweiten erfolglosen Angriff auf den Fanisturm sitzen wir, Freund R. und ich, in ziemlich gedrückter Stimmung hinter der Wolf Glanvell-Hütte, unserem Ärger und Groll gegen die eklige Eisrinne mit obligatem Steinschlag freien Lauf lassend. Bald jedoch glätten sich die Wogen unseres unbefriedigten, aufgeregten Inneren, und da wir vollends ein vorzügliches Mittagmahl zu uns genommen, tauchen schon wieder neue Pläne am Horizont unseres Kraxlergeistes auf. — Freund R. ansehend, dessen Blicke ziemlich melancholisch in unbestimmte Fernen schweifen, gewahre ich, wie sich plötzlich sein Gesicht aufhellt. Der Richtung seiner Blicke folgend, sehe ich einen Felszacken, drohend, gleich einem zum Schwur erhobenen Finger, gegen den Nachmittagshimmel emporragen. Es ist die der ungeheuren Wandflucht der Tofana di Rozes vorgelagerte Punta Col dei Bos, die uns zu einem gegenseitigen, verständnisinnigen Anschauen und schließlich zu einem Versuche, um ihre Liebe zu werben, herausfordert. Die kleine, aber stolze Felsgestalt, die in ihrer edelprofilirten, westlichen Wandseite eine abweisende, kühle Haltung einnimmt, läßt kaum erwarten, wieviel Schwächen und leicht zu besiegende Eigenschaften ihre der Tofana zugewendete Front bietet.

Wir beschließen, die durch den Fußtritt des Fanisturms uns beigebrachten Wunden mit einer Visite bei der zärtlicheren Punta auszuheilen.

Langsam den Weg verfolgend, der zum Col dei Bos führt, wandern wir der reichlich vorhandenen roten Markierung nach. Wir überschreiten kurz hinter der Hütte den schäumenden Bach, und im gemächlichsten Bergsteigerbummelschritt geht es auf dem hier noch guten Steig weiter. — Hier und da rastend, ein verspätetes, zartblühendes Alpenrosenblümlein grüßend, blicken wir empor an den hier fast senkrecht abstürzenden Wänden der Tofana

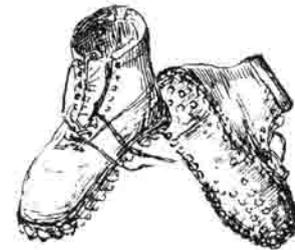
di Rozes. Ihnen westwärts gegenüber steht der Fanisturm, der von hier aus einen ziemlich harmlosen Eindruck macht: aber nur herankommen lassen, denkt der Bursche. Das Gefühl des Besiegten, Abgewiesenen macht sich wieder bemerkbar, und Freund R. scheint so etwas ähnliches zu empfinden, wenigstens läßt mich sein bedauerndes Achselzucken und Gebrumme auf derartige Gedanken schließen. — Doch weiter, noch ein kurzes Stück, und wir biegen links ab, einer Trittspur in der Geröllhalde aufwärts folgend. O, ihr Geröllhalden! was habe ich euch schon erwünscht, ein leiser Schauer überrieselt mich stets, wenn ich am Fuß einer solchen stehe und doch — es muß sein! Heute ist der Schmerz nur von kurzer Dauer und viel geringer, als ich vermutet hatte. Bald stehen wir an einem kurzen, stark geneigten Schneefeld, welches eine Rinne ausfüllt. Rasch sind die Steigeisen angelegt, und nach ungefähr zwanzig Minuten befinden wir uns in der Einsattelung zwischen Tofana und Punta: der sogenannten Forcella di Rozes. Ein sonniges Fleckchen wird gesucht, eine letzte Stärkung genommen, und dann Klettersachen und Seil heraus und schnell ans Werk. Nebelfetzen, die vom Falzaregopaß her um unsern Turm ziehen, lassen uns einen Witterungsumschlag befürchten, doch es ist unnötige Sorge. Eine besondere Orientierung ist angesichts des kleinen Objektes nicht von nöten, und so streben wir über leichte Schrofen einem breiten, einladend aussehenden Kamin zu. Das gut griffige, wenn auch sehr brüchige Gestein gestattet uns ein schnelles Emporklettern. Über ein Wandl klimmend, erreichen wir bald die folgende Terrasse und sind nicht wenig erstaunt, den von unten massiv aussehenden Gipfel total zerklüftet, ja beinahe nur aus bizarren Zacken bestehend, vorzufinden. Wir gewahren von hier, daß die mit einem Steinmann geschmückte höchste Erhebung noch ganz hübsche Kletterei bietet. Über eine kleine Schuterrasse und mehrere Wandstufen geht es rasch zu dem von Blitzschlägen arg zerschundenen Steinmann.

Von der Spitze der Punta entrollt sich zwar kein großes Panorama, aber umso lieblicher ist der Blick in unser Travenanzestal mit der wundervollen Umrahmung seiner Zinnen und Türme, die im Scheine der Nachmittagssonne glänzen. Über der Falzaregostraße wogt und wallt ein Nebelmeer, und nur ab und zu taucht eine Bergspitze aus demselben hervor, um sich kurze Zeit eines Sonnenblicks zu erfreuen. Der wilde Trotz der ernsten, dunklen Felsen, die in breiten Heerscharen die zärtlich grüßenden Almen umlagern, wird gebrochen durch die friedlichen Gesänge der stillen, aus ungeschauten Tiefen schöpfenden Natur. Lange erfreuen wir uns der anziehenden, von heimatlichem Duft erfüllten Bilder, dann treten wir nach einem letzten Rundblick den Abstieg an. In kurzer Zeit sind wir wieder unten bei unseren Sachen; rasch

schlüpfen wir in die genagelten Gefährten unserer alpinen Streifzüge, und bald haben wir das Schneefeld hinter uns. Leichten Schrittes geht es über die Geröllhalde, und mit versöhntem Herzen schauen wir jetzt zum Fanisturm hinüber. Freundlich winkt unsere grün-weiße Hüttenfahne. Doch ehe wir die gastfreundliche Stätte betreten und uns im gemütlichen Gildenzimmer lukullischen Genüssen hingeben, nehmen wir, wie fast jeden Abend, ein kurzes aber erfrischendes Bad im tosenden, kalten Bergbach. Etwas erquickenderes und köstlicheres gibt es kaum. Das sieht auch ein Dresdner Klubfreund ein, der uns begleitet und infolge der Kletterschuhe, die er an den Füßen hat, ausgleitet, mitsamt den Sachen ins klare, kalte Naß fällt, aber bis auf den Verlust seines Klemmers, der ein Opfer des Travenanzesbaches wird, nichts nachteiliges verspürt.

Ein gemütlicher Abend vereint uns dann, um beim traulichen Lampenschimmer über die vollbrachten oder noch zu unternehmenden Touren zu plaudern. Nur zu rasch sind die vier Tage im Val Travenanzes verflossen; Abschied nehmend, beseelt uns nur ein Gedanke, dem wir Ausdruck verleihen mit den Worten:

Auf frohes Wiedersehen im nächsten Jahre!



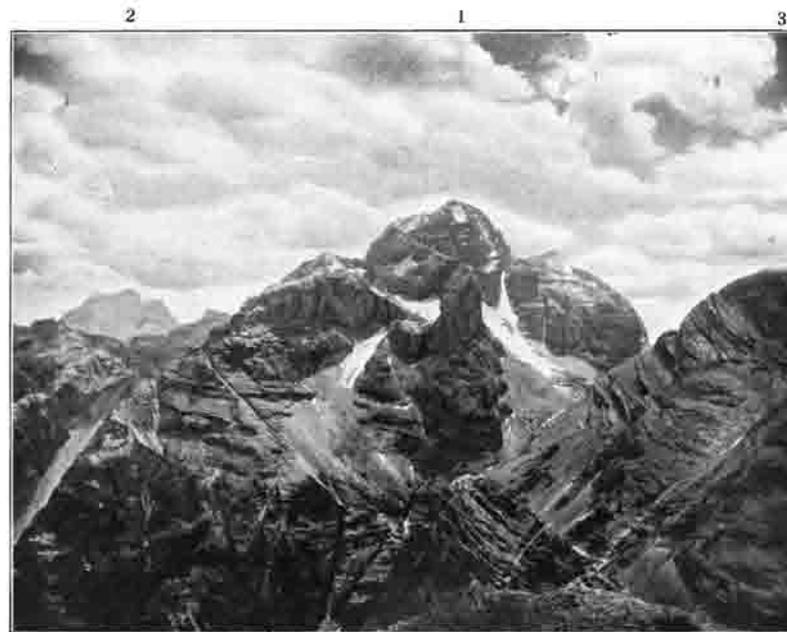
Die erste Überschreitung des Taë

Von **Walter Thiel**, Dresden

Gar gern erinnere ich mich jenes prächtigen Sommermorgens, da wir im gemütlichen „Ristorante al ponte alto“ in aller Herrgottfrühe nach einer Reihe vergnügter Tage fröhlichen Abschied feierten. Einen trieb es gen Travenanzes, während wir drei anderen uns im eigentlichsten Sinne des Wortes zu „Höherem“ berufen fühlten. Dies war auch der Grund, daß nicht duftender Asti in den Bechern schäumte, der uns so manchen der verflissenen Abende in fröhlichem Zecherkreise verherrlichte, denn eingedenk unserer Grundsätze billigten wir zu so früher Stunde allerhöchstens eine „Gazosa“, die jener uns auch nach einigem Zögern großmütig kredenzte, während er selbst es nicht über sich brachte, sich zu solch „plebejischem Gesöff“ zu erniedrigen, wie sein hartes Urteil lautete, sondern mit überlegener Miene sein Viertel Roten schlürfte. Dann noch ein fröhlicher Gruß, ein Händedruck, und er verschwand auf dem bequemen neuen Hüttenweg ins wildschöne Val Travenanzes, worauf wir bald ebenfalls die Rucksäcke schulterten, um den steinigen Pfad ins einsame Fanestal einzuschlagen, mit staunenden Blicken links auf die an 1200 m hohen gewaltigen Plattenschüsse des Monte Vallon Bianco, rechts die schroffe, grüngesprenkelte Südost-Wand des Taë, auf die wir es heute abgesehen hatten. Hoch hinauf zu ihr ziehen aus dem üppigen grünen Talgrunde endlose steile Latschenhänge, von senkrechten Wandstufen unterbrochen, die dem kecken Eindringling den Zugang wehren sollen. Eine vorherige genaue Musterung mit dem Triöder ließ es uns ratsam erscheinen, jenem Punkte zuzustreben, wo sich dieselben am höchsten in die schroffen Wände hineinspitzen, um von da aus in einer weiten Kurve nach links die Bezwingung derselben zu versuchen, obwohl das Durchkommen auf eine längere Strecke schon von hier aus mehr als fraglich schien.

Kurz vor dem rauschenden Wasserfall wandten wir uns durch Gestrüpp hinab zum Fanesbach und überquerten ihn mittels eines

Baumstammes in mehr oder weniger eleganter Weise. Drüben erwartete uns eine ebenso reizende wie eigenartige Überraschung: Drei prächtige Edelweiß-Sterne nickten uns auf selten hohen, schwankenden Stielen entgegen und entboten uns so gewissermaßen den freundlichen Willkommengruß unseres Bergriesen. Für uns war das eine glückliche Vorbedeutung, und in fröhlichster Stimmung gewannen wir, einer kaum sichtbaren wohl von Gemsjägern herrührenden Steigspur nach rechts folgend, rasch an Höhe



Blick vom Taë gegen Süden: Tofanastock (1), Monte Pelmo (2) und M. Vallon Bianco (3)

und benutzten ein spärlich tropfendes Wasserlein, um unsere Flaschen bis zum Rande zu füllen, wobei eine gebrochene Visitenkarte als Zuleitungsrinne vortreffliche Dienste leistete. Hätten wir nicht hier noch unseren Wasserbedarf gedeckt, so wäre es uns wohl in der Folge gar übel ergangen! Schließlich erreichten wir die Höhe eines grünen Rückens, der jenseits in eine schauerlich tiefe Felschlucht abbricht, die ihrerseits wieder steil emporzieht gegen eine Einschaltung zwischen unserem Berge und dem vorgelagerten Taburio.

Wildschön ist das Landschaftsbild ringsum. Tief, mehr als 700 m fast senkrecht uns zu Füßen, die winzig kleine Hütte von

Ponte alto inmitten dunkelgrüner Waldmassen. Leise vernimmt man noch das Tosen der in enger Felsklamm dahinschießenden Gewässer; und kaum erkennbar sind die Gestalten der Menschen, die von unten unser Vordringen gespannt beobachten. Tiefer, heiliger Friede umgibt uns. Stolze, felsige Recken umstehen in schweigendem Ernst den prächtigen Kessel, rückwärts die gewaltigen Abstürze des Tofanastockes und des Monte Vallon Bianco, vor uns in behäbiger Breite der Col Rosà und die Wände des Taburio, während weiter hinaus das Auge ausruht auf dem lieblichen Pian di Luova, wo über dem weiten Bogen des jugendfrisch dahinstürmenden Boite das liebe Schlöbchen St. Hubertus grüßt und die weißen Linien der Straßenkehren von Peutelstein heraufwinken. Den Abschluß bildet hoch darüber in die Wolken ragend die gewaltige Masse der Hohen Gaisl, zu deren rötlich flammendem Scheitel freudige Blicke hinüberstrahlten, hatte sich uns die Stolz doch drei Tage vorher nach heißem Ringen beugen müssen!

Lange blieben wir in andächtiges Schweigen versunken, dann aber trieb es uns von neuem vorwärts: der gewisse Punkt in der Wand, der Schlüssel der Besteigung, ließ uns keine Ruhe finden. Zunächst pfadlos links gerade empor zum Fuß der Felsen. Die meisten der geehrten Leser werden wohl die Freuden der Durchquerung steiler Latschenfelder aus eigener Erfahrung kennen! Bald auf schwankem Sitze reitend, bald kopfüber in grundloses Grün verschwindend, vermeint man dem Ziel überhaupt nicht näher zu kommen. Jedenfalls hatte ich das bessere Teil erwählt, indem ich in einer gerölligen Wasserrunse mit vielen steilen Abbrüchen emporturnte. Richtig war ich auch ein gut Teil früher am Ziel als die Gefährten und konnte nun mit Muße den Weiterweg beschauen. Zu unsern Häupten senkrechte, direkt kaum erkletterbare Wandstufen, die sich jedoch nach rechts hin gegen die früher erwähnte Einsattelung zu verjüngen schienen. Wir verfolgten deshalb ein Schuttband in dieser Richtung und erreichten auch schließlich einen größeren Grasflecken, von dem aus der Einstieg in die Wand genommen werden konnte. Hier rasteten wir etwa 20 Minuten und weideten uns von neuem an dem grandiosen Rundgemälde.

Das nächste Ziel unseres Strebens sollten zwei größere, weit draußen hoch oben in der Wand sichtbare grüne Flecken sein. Brüchige Absätze und schmale Bänder nahmen uns nunmehr auf, über welche wir langsam emporklommen, unter äußerster Vorsicht wegen des auch die schmalsten Leisten heimtückisch deckenden Rieselschuttes. Die Sache begann allgemach ernst zu werden. Schließlich standen wir auf handbreitem Sims, der sich noch etwa $1\frac{1}{2}$ Seillängen nach links fortsetzte, um dann in zuvorkommender

Weise um eine Felskante in unbekanntes Terrain zu verschwinden, auch die jähren Felsen über uns sahen alles andere als einladend aus. Während wir noch zweifelnd das Für und Wider der verschiedenen Möglichkeiten besprachen, machte sich jedoch schon der erste schweigend an die Arbeit. Einige elegante Klimmzüge, mehrfaches Schnaufen und Pusten, wohl auch ein unterdrückter grimmer Fluch, wenn wieder so ein Malefizgriff heimtückisch in der Hand blieb. Atemlos lauschten wir unten. Jetzt ein Freuden-



Blick vom Taë auf Fanestal und Groß-Fanes-Alpe

ruf, das Seil flog herab — oder wie der Wiener sagt: die Nudel —, dann kamen wir an die Reihe, der Schlüssel war unser! Aufatmend betraten wir leichtere Felsstufen, erreichten nach einiger Zeit ohne große Mühe einen gewaltigen Kessel und aus ihm nach links den Südgrat unseres Berges, dessen grobes Blockwerk uns zum geräumigen Gipfel selbst emporleitete (2512 m), den ein von Sturm und Wetterunbill arg zerzaustes Triangulierungszeichen krönt.

Die Rundschau ist berauschend schön und imposant durch die Nähe hochragender Gipfel und den Blick in tief eingerissene malerische Täler. Den Süden füllt das gewaltige Massiv der

Tofanen, links der kastellartige Pelmo und zwischen beiden die schlanke Spitze der Croda da Lago. Rechts dagegen die mehrfach erwähnten, unheimlich glänzenden Platten des Monte Vallon Bianco. Zwischen ihm und der Tofana schneidet das enge Travenanzestal ein, und man übersieht deutlich die große Kehre, welche der neue Weg zur Wolf Glanvell-Hütte bei Progoito beschreibt. Westlich gleitet das Auge über die felsige Umgebung der Groß-Fanes-Alpe: Campestrinspitzen, Conturinesspitze, La Varella, und findet einen Ruhepunkt erst niedergleitend an den prallen Wänden des Col-Becchei-Zuges auf dem klaren Spiegel des schmalen Fanessees senkrecht zu Füßen des Beschauers. Öde Felswüsten geben dem Blick nach Norden das Gepräge. In gewaltigen Abbrüchen stürzt hier die Punta di Col Becchei di sotto zum schauerlich zersägten Grat der Croda d'Antruilles, deren blutrotes, brüchiges Gestein den Kletterer warnt. Darüber jenseit des einsamen Val di mez der Zug der Croda Camin, während weiter rechts der breite Seekofel das grüne Plateau von Sennes beherrscht. Lieblicher ist der Blick nach Osten, wo über den malerischen Tälern von Campo Croce und Ampezzo und den grünen Matten von La Rosa ein dichter Kranz der edelsten Gipfel das Rundbild schließt, unter denen die mächtigen Gruppen der Croda rossa und des Cristallo alle anderen zurückdrängen.

Eine wonnige Gipfelrast war unser Lohn. Behaglich streckte ich die Glieder im warmen Sonnenschein und schloß die Augen. Herrliche Dichterworte zogen mir durch den Sinn, die eine tiefe Wahrheit in sich schließen und der Weihe solcher Stunden reiner Daseinsfreude edlen Ausdruck geben:

Hier im Zentrum der Gebirge
lauschet Tag für Tag dem stillen
ewig jungen Herzensschlage
der Natur der Eingeweihte.
Und es kreisen die Gedanken
wie die Geier bei San Sisto
in des Äthers reinen Höhen.
Unter uns, im fernen Nebel,
liegt der ganze Menschenkehrig.
Und aus Fels, aus Baum, aus Fernen
lesen wir die alte Keilschrift,
die der Haufe nie verstehn mag:
das Gesetz des ewig Schönen.

So ungefähr war unsere Stimmung in diesen Augenblicken.

Vielleicht habe ich mich hier zu eingehend mit dem Panorama unseres Berges beschäftigt, aber keinesfalls ohne Absicht, denn ich kann jedem rüstigen Bergfreund dessen Besteigung nicht warm genug empfehlen, zumal der Weg durch das wildschöne, an Gamsen reiche Val d'Antruilles, den wir zum Abstieg wählten,

keine Schwierigkeiten bietet. Jeder, der gleich uns die überwältigende Rundschau an einem sonnenhellen Tage genießt, wenn die Schatten langsam dahingleitender Wolkenmassen zauberhafte Reflexe auslösen, wird ihrer allezeit eingedenk sein. Dessen bin ich gewiß! —

Nach langer Rast mußten auch wir an den Abstieg denken. Über grobes Geröll wurde in nordwestlicher Richtung ein breiter Sattel erreicht und über steile Schutthalden saugend abgefahren



Ampezzostraße mit Taë (1), Taburio (2) und Monte Vallon Bianco (3)

in das oberste Val d'Antruilles. Tiefe Einsamkeit umgab uns hier, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das ängstliche Pfeifen der Gamsen, die in größeren Rudeln die steilen Hänge rechts und links bevölkerten. Wir genossen den seltenen Anblick der flinken Tiere und freuten uns lange ihrer beispiellosen Kletterfertigkeit, mit dem frommen Wunsche, es ihnen doch auch einmal so verwegener nachtun zu können. Hier konnten sie uns ja nicht gefährden; wehe aber, wenn sie bei ernster Felsarbeit im Gewände auftauchen!

Wie es nun kam, weiß ich nicht. Waren die unheimlich langen „Treter“ unseres Vordermannes daran Schuld, der brennende

Durst, der Übermut, oder vielleicht alles zusammen: kurzum wir gerieten in ein Höllentempo! Bald rechts, bald links suchten wir den Weg, der eigentlich gar nicht vorhanden war, erreichten schließlich — nachdem wir die 1000 m Höhendifferenz in $1\frac{1}{4}$ Stunde durchmessen — bei der einsamen Hütte von Antruilles das Campo Crocetal und kurz darauf bei Peutelstein die Ampezzostraße und damit wieder die Kultur, die uns auch sofort in Gestalt eines gerade vorüber—stinkenden Automobils in wohlriechendster Weise begrüßte. Voll Entsetzen flüchteten wir in das gemütliche Häuschen am Eingang zur Felizonschlucht und befreiten zur Feier des Sieges eine dickbäuchige Asti aus langer Kerkerhaft. Hell klangen die Gläser zusammen, hell strahlten die Augen in Daseinslust und Lebensfreude — schade nur, daß unser „vierter Mann“ vom frühen Morgen nicht dabei war, jetzt wäre auch er mit uns zufrieden gewesen! Später trollten wir recht gemächlich von dannen gen Ospitale, und auch diese Kletterfahrt — eine meiner schönsten — gehörte der Erinnerung!



Der Fanisturm

Erinnerungen an seine erste Besteigung

Von Dr. Günther Freiherrn von Saar, Graz

Seltsam gemischte Gefühle beschleichen mich, wenn ich der Zeiten gedenke, da das Val Travenanzes und sein Berges- kranz eine terra incognita waren, da nur ein einsamer Hirte in der verfallenen Kaser hauste, und alljährlich kaum ein halbes Dutzend Touristen sich in diese Einöden verirrte. Es war ein eigenartiger Genuß, wenn man vom rauschenden Sportleben in Cortina genug hatte, sich durch einen Marsch von wenigen Stunden in völlige Bergeinsamkeit zu retten. Wer heute auf kunstvoll angelegtem Steig gemächlich hineinbummelt und zur richtigen Zeit am richtigen Ort eine schmucke Hütte vorfindet, der kann sich schwer vorstellen, daß einst lediglich die Durchwanderung des Tales unter Umständen schon eine alpine Leistung darstellte und daß erst recht die Ersteigung der schneedurchfurchten Felszinnen ringsumher viel problematischer sich gestaltete als heutzutage. Vielleicht ist gerade jetzt, wo Tal und Berge durch die Erbauung der neuen Hütte dem breiten Touristenstrom erschlossen werden, ein Moment gegeben, rückschauend noch einmal der Tage zu gedenken, da der damals noch unerstiegene Fanisturm in geheimer Anziehungskraft einen Wolf von Glanvell hereinlockte und dadurch zur Erschließung dieses Gebietes mittelbar Anlaß gab.

Es war im August 1899. In dämmerigem Morgengrau verschwammen Wald und Berge, als Wolf und meine Wenigkeit das trauliche Hospiz in Ospitale verließen. Unser Träger war mit Decken, Kochgeschirr und Proviant beladen schon vor uns unterwegs, um einen Vorsprung gegen unsere langen Beine zu gewinnen. Wir ließen uns Zeit und bummelten schlaftrunken die schöne Straße entlang, bis die große Biegung bei Peutelstein unser Hindämmern unterbrach. Hier bogen wir rechts ab, kletterten auf dürrigen Pfadspuren den steilen waldigen Hang zum grünen Pian di Luova hinab, um hart am Ufer des rauschenden Fanisbaches stromaufwärts dem nun schon deutlich sichtbaren Eingang ins Val Travenanzes zuzuwandern. Allmählich beginnt der Pfad

steiler anzusteigen. Weiter oben biegt ein holpriger Karrenweg rechts ab, der zur Alpe Groß-Fanes führt, während unser Steig in noch üblerer Verfassung links steil hinaufführt. Eine alte Holztafel weist am Kreuzungspunkt die Ziele. An der rechten Bachseite geht's nun mühsam hinan; wo die Steigung etwas abnimmt, spannt sich eine morsche Brücke über den Bach: der Ponte alto di Progoito. Ahnungslos lehnen wir uns an das lumpige Geländer, um hinabzublicken; aber gleichzeitig prallen wir unwillkürlich zurück. An 50 Meter klafft ein finsterner Spalt in die Tiefe. Wenige Meter nur ist er breit, so daß sich die Zweige der Büsche von hüben und drüben berühren. Dazwischen irrt der spähende Blick an glatt gewaschener Felsmauer von Vorsprung zu Vorsprung immer tiefer; kaum vermag er ganz unten das schäumende Wasser zu entdecken, dessen wildes Tosen gedämpft heraufdringt und Zeugnis ablegt von der gigantischen Arbeit da unten. Wehe dem Wanderer, der hier bei Nacht und Nebel einen Fehltritt tut; er verschwände auf Nimmerwiedersehen.

Noch eine zeitlang klimmen wir in steilem Hochwald hinan. Dann ist der Eingang des Tales erreicht. Fast eben schleicht der schmale Saumweg dahin. Unmittelbar zur Linken türmen sich senkrecht die himmelanstrebenden Wände der Tofana di Fuori. Zur Rechten senkt sich der Hang steil hinab zum Wildbach von Travenanzes, dessen klares Gewässer nur ab und zu zwischen schmutziggrauen Lawinenresten sichtbar wird. Jenseits schwingen sich wieder geschichtete Plattenwände gen Himmel. Sie gehören dem Monte Vallon Bianco an, dessen Massiv von der anderen Seite her das Himmelsblau einengt. Hier holen wir auch unseren Träger ein, dem wir nunmehr auch behilflich sein müssen. Ein Wasserrinnsal nach dem anderen kreuzt unser Pfad; tückischer alter Lawinenschnee wölbt sich — oft weit unterhöhlt — über die tief eingerissenen Gräben. Mit dem Pickel sondierend und stufenschlagend bahnen wir uns den Weg; ein Sturz in den Bach könnte verhängnisvoll werden. Immer mehr nähert sich der Weg dem Talgrund; auf schwankendem Baumstamm balanzieren wir schließlich über den tosenden Bach. Nun geht es ein Stück bequem fort zu einer Ausweitung, dem Plan Travenanzes.

Hier mag wohl jeder Wanderer einen Augenblick verweilen; wie mit einem Zauberschlag ist das Bild ein anderes geworden, so daß man sich in eine fremde Gegend versetzt glaubt.

Das bisher enge und düstere Tal wird frei und weit und bietet den Sonnenstrahlen freie Bahn. Die Steilwände der Tofanen zur Linken treten als Hintergrund etwas zurück, zur Rechten tut sich im Bogen die Bergwelt der Fanisgruppe auf; zwischen beiden aber dehnt sich das Tal weit nach Süden bis zur flachen Einsattlung des Col dei Bos. Noch einigemal kreuzen wir das



Fanisturm von Norden

1 Fanisturm. 2 Fanisturmscharte und Eisrinne (Route der Erstersteiger). 3 Faniskarspitze. 4 Fanissattel. 5 Südl. Fanisspitze.

Bachbett, von Stein zu Stein springend; dann geht's durch Krummholzbestände mällig empor. Unterdes schweift der Blick ungehindert in die fremde Bergwelt zur Rechten, aus welcher der Fanisturm immer mächtiger und imponierender hervortritt. Gerade an seinem Fuß im Tale, mitten in saftigem Wiesengrün steht ein Holzkreuz und eine kleine ärmliche Hütte, roh aus Tannenstämmen gezimmert; die paßt so recht herein in die einsame Wildnis.

Noch einmal gilt es den Bach zu kreuzen, von Stein zu Stein den Sprung wagend. Dann dämpft eine Wiesenmatte den klirrenden Tritt; wenige Minuten später sind wir bei der Hütte. Sie ist leer; Hirt und Herde sind fortgezogen, so daß wir für die nächste Zeit unbeschränkte Herren des alpinen Palastes sind; der sieht nun allerdings etwas merkwürdig aus. Eine Holzterrasse mit zerlemperten Stufen führt zu den „Wohngemächern“ des Obergeschosses; der Unterbau ist in seiner Gänze für die Haute volée der Einwohner — das Vieh — bestimmt und demgemäß ausgestaltet. Die Eingangstüre weicht ächzend einem kräftigen Fußtritt. Wir treten in einen größeren Raum mit recht wenig Mobiliar; eine Bank und ein Herd einfachster Konstruktion, dessen rauchgeschwärzte Feuersteine in lieblichster Unordnung umherliegen. Ins Freie führen die Türe und der Schornstein sowie zahllose bis handbreite Ritzen im Gebälk; Fenster gibt es nicht. Nach hinten zu gelangt man in zwei kleinere Gänge, deren eines wir als Vorratskammer adaptieren, während das andere mit besonderer Sorgfalt zum Schlafraum umgebildet wird. Mit vereinten Kräften schleppen wir uns dürres Gras und Latschenzweige herbei und schichten es hoch auf; darauf kommen unsere Schlafsäcke und die Decken. Dann entlassen wir den Träger und sind wenig später auf weit und breit die Herren des Revieres.

Die Neugierde läßt uns nicht lange ruhen. Wir nehmen die Pickel unter den Arm und schlendern das Gehänge ober der Hütte empor, um in jenes Kar zu gelangen, das dem Fanisturm nördlich vorgelagert ist (Faniskar). Bald haben wir es erreicht und stehen am Rande des kleinen Firnbeckens, das es birgt. Hier schwenken wir rechts ab und lagern uns wohligh in der höchsten Grasmulde, von der aus wir einen herrlichen Anblick der Nordseite des Fanisturmes genießen; während wir ihn bisher nur aus weiter Ferne — von den Pragser Bergen her — bewundert hatten, konnten wir nunmehr jede Falte, jede Runzel in seinem verwitterten Antlitz studieren. Duster braunrot gefärbt streben die Wände unnahbar steil empor, zweimal durch breite Bänder unterbrochen. Daneben schießt eine schmale steile Eisrinne wie ein heller Strahl an ihm empor und scheidet ihn von seiner westlichen Nachbarin, der Faniskarspitze. Diese Eisrinne bietet wohl den einzigen praktikablen Zugang zu den höheren Regionen. Von der Scharte, wo sie endigt,

strebt noch steil und hoch die Gipfelwand empor; ihre Gliederung ist uns leider durch die schräge Lage verborgen. Wie immer sie auch sei, hier müssen wir anpacken; es ist die einzige schwache Stelle am Turm. Denn die Südseite kommt als Anstiegslinie überhaupt nicht in Betracht; dort hatte Wolf schon ein Jahr vorher rekognosziert.

Mit der tröstlichen Gewißheit, wenigstens den Beginn des Anstieges erkundet zu haben, trollten wir uns bei Sonnenuntergang wieder der Hütte zu. In blutig-roten Wolkenballen versank die Sonne; fernstes Wetterleuchten durchzitterte manchmal die abendliche Schwüle. Das Herdfeuer flackerte unbeständig und trüb; stoßweise fegte ein rauher Sturmwind daher und rüttelte am Gebälk der Hütte. Nach dem Abendimbiß verkrochen wir uns in die Schlafsäcke; aber viel Schlaf hatten wir in dieser Nacht nicht gefunden. Der Sturm steigerte sich zum Orkan, gegen den das lockere Sparrenwerk der Hütte nur sehr mangelhaft Schutz bot. Zu allen Ritzen piff der Wind herein und brachte den Regenschauer mit sich, der jetzt einsetzte. Das dauerte so einige Stunden. Endlich ließ der Sturm und der Regen nach; dagegen wurde es empfindlich kalt. Spät morgens erst steckten wir frierend die Nase zur Tür heraus; eine arktische Winterlandschaft lag vor uns. Bis knapp ober der Hütte war Schnee gefallen. Mächtiges Rauschen klang an unser Ohr; von den Steilwänden der Tofanen gingen Wasserfälle zutal von einer Großartigkeit, die ihresgleichen sucht. Hoch oben als starker Gießbach über die Wände sich herunterstürzend lösten sie sich in ihrem oft über hundert Meter hohen Fall in feine Silberschleier auf, die vom Sturm getrieben bald dahin bald dorthin sprühten, im Gewände sich wieder sammelten und das gleiche Spiel von neuem begannen. Daneben gingen von Zeit zu Zeit Lawinen von Steinen und Eiszapfen nieder, deren helles Klirren auf Sekunden das dumpfe Rauschen übertönte.

Unter solchen Umständen hatte ein längeres Bleiben keinen Sinn. Wir packten unser Ränzel gar leicht, ließen alles überflüssige Gepäck unter Schloß und Riegel in der Hütte und wandten uns südwärts, um in zivilisierteren Regionen schönere Zeiten abzuwarten. Durch treibende Nebel steuerten wir über den tiefverschneiten Col dei Bos hinüber ins gemütliche Ospizio di Falzarego, in dem wir die nächsten Tage in fröhlichem Schlemmen verbrachten. Erst als die Sonne wieder hervorkam und in siegreicher Kraft den Schnee zum Schwinden brachte, wanderten wir wieder zurück in unser einsames Bergnest: die Kaser von Travesanzes. Diesmal sollte es wirklich Ernst werden.

Am frühen Morgen des 12. August standen wir wieder am Fuß der Eisrinne. Finster blickte uns der enge hohe Schlund entgegen, in dessen Mitte eine schmutzige, zerwühlte Rinne von

häufigem Steinschlag zeugte. Wir nahmen das Seil und stiegen Stufen schlagend bald am rechten, bald am linken Rande empor. Während der eine in tunlichster Eile die Stufen schlug, hielt der andere scharfen Auslug, um Steine von oben rechtzeitig signalisieren zu können. Unangefochten kommen wir rasch empor; erst in halber Höhe etwa kommt eine Ladung von oben, der wir durch einen Seitensprung in die nur mäßig tiefe Randkluft zur Rechten entrinnen. Noch einigemal kommen kleinere Steine von oben, die wir ruhig neben uns passieren lassen. Nach lang andauernder Stufenarbeit stehen wir auf der schmalen überwächerten Scharte und lassen uns an sicherem Ort zu kurzer Rast nieder. Niedere Wandstufen, durch breite Schuttbänder unterbrochen, würden die Erreichung der Faniskarspitze von hier aus ohne nennenswerte Schwierigkeiten ermöglichen. Diese Schuttbänder mit ihrem lockeren Geschiebe sind auch die Ursache des häufigen Steinschlags in der Eisrinne, der stets eine ernste Komplikation der Tour bedeutet. Doch unser Interesse konzentrierte sich jetzt auf die Gipfelwand, von deren Aufbau das Gelingen unserer Tour in zweiter Linie abhängt. Steil und düster ragt sie noch hoch empor; westseitig gelegen grüßt sie kurz nur und spät der wärmende Sonnenstrahl. Nach Norden zu wird sie höher oben von einer Kaminreihe durchrissen, im Süden durchfurcht sie von oben bis unten ein mächtiger düsterer Spalt. Zwischen beiden in freier, steiler Wand gedachten wir unser Glück zu versuchen. In Kletterschuhen, durch das Seil verbunden, beginnen wir die Arbeit.

Etwas ober der Scharte zieht ein schmales Gesimse rechts hinaus in die Wand. Ihm folgend gelangen wir auf leicht gangbare Schrofen, die uns zu einer kleinen gedeckten Nische unter der steil ansetzenden Wand bringen. Ich krieche zur Versicherung in das Loch, worauf Wolf über den ersten Überhang sich empor-schwingt. Langsam gleitet das Seil durch meine Hände; oft stockt es oder wird wieder länger; ein Zeichen, daß es da oben recht schwierig gehen muß. Ab und zu poltert ein Felsklotz donnernd zur Tiefe oder schwirren einige Steinchen mit schrillum Ton vorüber. Da geht unser 40-Meterseil zu Ende und ich erstatte die Meldung. „Vorsichtig nachkommen! Versicherung unmöglich!“ lautet die tröstliche Antwort. Aufblickend sehe ich Wolf die ganze Länge des Seiles schräg links über mir an der Wand klebend; fast die ganze Fläche der Sohlen ist sichtbar. „Komm' rasch nach,“ ruft er herab, „hier kann ich nicht lang bleiben; noch ein paar Meter, dann kann ich dich versichern!“ Eilends schultere ich die zwei Rucksäcke und nehme den Pickel ans Handgelenk. Dann schiebe ich mich behutsam über den ersten Überhang; der gibt schon ganz ordentlich zu schaffen. Kleine Griffe und Tritte, weit auseinanderliegend, das Gestein nicht ganz verläßlich. Nun

geht's schräg nach links zu einer zweiten vorbauchenden Stelle. Auch diese ist heikel zu überwinden. Ausschweifend halte ich Umschau. Da sehe ich, wie Wolf sich eben auf ein breites Band hinaufschwingt und das Seil einziehend frohlockend freie Bahn verkündet. Erleichtert atme ich auf; auch Wolf gestand mir später das Gleiche. Es war ein unzulässiges Manöver gewesen, das wir aufgeführt hatten, wenn wir auch durch gegenseitiges Vertrauen einen Moment uns dazu berechtigt glaubten. Der Erfolg gibt aber nur dem Lebenden recht, im Falle einer Katastrophe hätte man diese Handlungsweise entschieden verurteilt, so wie wir es ja selbst unmittelbar darnach taten. Doch wer nichts wagt, gewinnt auch nichts, und manche alpine Tat wäre ungeschehn, wenn immer die Stimme der Vernunft den Ausschlag gäbe. Man mag über die moralische Seite des Seilgebrauches denken wie man will, das eine ist wohl sicher: das Gefühl der Solidarität, die Verpflichtung für einander einzustehen und das Bewußtsein, in solchen Momenten sein eigenes Leben mit dem des Gefährten untrennbar verkettet zu sehen, all dies schafft eine Situation, deren hoher Ernst sich jedem unvergeßlich einprägt, der sie durchlebt. Es ist vor allem das gegenseitige Vertrauen, welches das entscheidende Wort spricht, sonst ist und bleibt ein solch Beginnen ein unverantwortliches Spiel mit eigenem und fremdem Leben. Derselbe Wolf, der hier eine gefährliche Situation einging, weil er genau wußte, er und sein Gefährte seien ihr gewachsen, ebenderselbe zauderte zwei Jahre später an der Croda d'Antruilles, den nahen Gipfel um den Preis eines waghalsigen Schrittes zu gewinnen, dessen Gelingen ihm fraglich schien; und er tat den Schritt nicht, so verlockend der Erfolg gewesen wäre. Solch einem Führer kann man sich unbedingt anvertrauen; soweit menschliches Ermessen reicht, wird er stets die Besonnenheit wahren.

Mit ruhigem Herzen kann ich nunmehr weiterklettern; immer steiler und schlechter wird die Wand, so daß ich herzlich froh bin, von Wolf mich gut gesichert zu wissen. Schwer atmend lange ich endlich bei ihm an; da war Platz zum Liegen und Verschnaufen. Unterdessen späht Wolf weiter. Rechts haben wir nichts zu suchen, nicht weit links mündet auf das Band eine trichterförmige Verschneidung, welche durch die senkrechte gelbe Schlußwand zum Gipfel emporzuführen verspricht. Unverzüglich gehen wir sie an. Im schneeerfüllten Grund des Trichters hacke ich mir einen Stand aus, lege den Rucksack zur Deckung auf meinen Kopf und versichere Wolf beim Klettern. Leichter, als wir bei der plattigen abwärts geneigten Schichtung erwartet haben, kommt er in die Höhe; bald kann ich nachkommen und vereint stürmen wir die aufgenommenen Seilschlingen in der Hand über niedrige Kletterstellen zum Gipfel empor.

Da sind wir nun am Ziel unserer Wünsche, am Gipfel des stolzen Berges, den noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Siegestrunken schweift unser Blick in die Runde und achtet kaum des dunklen Gewölks, das drohend von Norden heranzieht. Während der eine den obligaten Steinmann errichtet, sorgt der andere für den Proviant; dann wechseln wir ab. Da flattern plötzlich weiße Nebelfetzen an den Wänden der Tofanen entlang und fernes Donnergrollen spricht eine deutliche und beredte Sprache. In fahlgelbes Licht getaucht leuchten die morschen Grate der Fanisgruppe gespensterhaft nahe herüber; ab und zu durchreißt ein Blitzstrahl die gewitterschwangere Atmosphäre. Da tut Eile not, um sich in tiefere Regionen flüchten zu können. Gleichzeitig kletternd bringen wir bald die Verschneidung hinter uns und stehen nun auf dem breiten Band ober der schwierigen Wand. Diese als letzter herabzuklettern hätte sich Wolf nur im Notfall entschlossen. Einen Ausweg suchend wenden wir uns der schon von der Scharte aus ins Auge gefaßten nördlichen Kaminreihe zu, deren oberes Ende in der Fortsetzung der Verschneidung liegt. In schöner Kletterei geht es hurtig die ausgewaschenen Steilstufen hinab bis zu einer Stelle, die bauchig vorhängt. Der Eile wegen legen wir einen Seilring um einen Zacken und hangeln am doppelten Seil lustig hinab. Unterdessen hat sich Wasser im Kamin angesammelt und gestaltet das folgende Stück recht erheiternd. Aus einem glatten Riß gilt es unten in den nebenan befindlichen Parallelkamin hinüberzuspreizen, in dem das Schmelzwasser im Strahl hinuntersprudelt. Die eiskalte Taufe ist zwar nur kurz, aber ausgiebig. Doch nun gelangen wir schon auf die Schrofen ober der Scharte und stehen bald auch geborgen auf dieser.

Das Wetter war unterdessen glücklicherweise an uns vorübergegangen. Drüben am Nuvolau entlud es sich eben mit vehementer Heftigkeit. Eine zeitlang ergötzen wir uns an dem herrlichen Schaustück; dann traten wir dankbaren Herzens den Abstieg an. Der Schnee war unter tags weicher geworden und gestattete ein bequemes Hinuntersteigen in den noch zum Teil vorhandenen Stufen. Vom Fuß der Eisrinne glitten wir vollends in sausender Fahrt ins Kar hinab. Dann eilten wir jener Rasenmulde zu, in der wir wenige Tage zuvor gegessen hatten. Hier gönnten wir uns eine ausgiebige Rast. Am Rücken liegend starteten wir unverwandt hinauf und ließen die Eindrücke der letzten Stunden an uns vorüberziehen. Wir hatten gewagt und hatten gewonnen; stille Freude füllte unser Herz.

So lagen wir lange in seliger Ruhe. Da kam die Dämmerung aus dem Tal heraufgekrochen und wehte uns ihren feuchten Atem ins Gesicht. Langsam stiegen wir hinunter zur kleinen Hütte am

Wiesenrand. Im Schein des knisternden Herdfeuers verzehrten wir unser Abendbrot und legten uns befriedigt zur Ruhe. Der Tag war schön gewesen, reich an Erfahrung, wie an Erfolg. Traumloser Schlaf hielt uns bis zur Frühe gefangen; die Sonne schien bereits durch die Ritzen in unser enges Gemach. Wir sprangen vom Lager und packten unsere Sachen zusammen. Da kein Träger da war, verteilten wir unser Gepäck und wankten schwerbeladen hinaus zur Tür.

Da lag das Tal vor uns, leuchtend im Sonnenglanz. Der Tau glitzerte noch am Gras und auf den Bäumen. Die Wasserfälle an den Wänden der Tofanen brausten mächtig auf, wie Äolsharfen, wenn der Wind den Schall uns zutrug. Der Wildbach toste in seinem Bett dahin, als wir ihn überschritten, und der Wind rauschte in den Zweigen der alten Legföhren sein altes und doch ewig neues Lied für den, der es hören will: das Lied von der Pracht des Hochgebirges.



Die Ditta di Dio (Monte Zurlon)

Von Johanna Capellmann, Wien

Auf der Paßhöhe zwischen dem Ampezzotale und dem Val Buona stehen drei schlichte Holzkreuze, welche dem Paß und dem freundlichen Albergo den Namen gegeben haben: Tre Croci. Selbst der durch herrliche Anblicke verwöhnte Dolomitenwanderer ist entzückt von diesem stillen Erdenwinkel und kehrt immer gern dahin zurück. Sind doch die Hochgebirgsbilder, die man hier schaut, von einer fast erdrückend schönen Großartigkeit. Im Norden türmt sich das Massiv des Monte Cristallo und des Piz Popena auf, im Süden steigen die Ausläufer des Sorapiß-Stockes steil empor, und nach Osten gewendet schweift der Blick über liebliche Alpenmatten und dunkelgrüne Wälder. Ganz im Hintergrunde schließt die schneeige Kette der Marmaroli das Gemälde, während von Westen, getrennt durch das Tal von Ampezzo, die mächtigen weißen Häupter der Tofanagruppe, sowie viele andere, die stolze Bergwacht von Cortina bildende Gipfel herübergrüßen. Hier, in nächster Nähe der Berge, die das Travenanzestal umgeben, hat auch Prof. Wolf von Glanvell oft geweilt und hat die Berggrunde überblickt. Manch schönen kühnen Aufstieg mag er sich da im Geiste zurechtgelegt, manch kampfesmutige Gedanken und Gefühle zur Höhe getragen haben . . .

An einem schönen Augusttage des Jahres 1899 zog er wieder mit seinen bergfrohen Genossen Karl Doménigg und Günther Freiherr von Saar von Schluderbach aus die felsumragte Straße nach Tre Croci, um nach kurzem Aufenthalt im Paßgasthofe eine Bergfahrt zu unternehmen. Diesmal galt es dem Monte Zurlon, im Volksmunde Ditta di Dio genannt. Er bildet die höchste Erhebung eines Seitenkammes des Sorapiss, die 2820 m hoch, von der Pfalzgauhütte aus gesehen, wie ein mächtiger Finger zum Himmel strebt. Obwohl so nahe an dem auf den Sorapiss führenden Müllerweg gelegen, war er bis dahin unbezungen geblieben. Prof. Wolf gelang damals mit seinen Freunden die Erstersteigung, die, nachdem

der Weg durch die Felsen einmal gefunden war, keine großen Schwierigkeiten mehr bot.

Als wir im Sommer 1906, aus den Bergen von Cadore kommend, uns in Cortina aufhielten, beschloß Saar, einen Gildenausflug auf die Ditta di Dio zu veranstalten, und so wanderten wir denn — eine fröhliche Gesellschaft, bestehend aus Dr. von Saar, Dr. Marschall, Dr. Felix König, H. Gaßner und mir — am 7. September 1906 nach Tre Croci. Dort hielten wir Mittagsrast. Schnell schwanden die Stunden bei Gesang und Tanz, zu dem der „Konzertmeister der Gilde“, Dr. Marschall, fröhliche Weisen aufspielte. In der Abendkühle wanderten wir dann weiter auf dem herrlichen, aussichtsreichen Steige, der zur Pfalzgauhütte am hellblauen, stillen Sorapiß-See führt. Diese Hütte ist wie geschaffen für solche, die überfüllte, lärmende Hütten hassen. Wenige kennen ihre schöne Lage, und nur einzelne Sorapißbesteiger verbringen hier die Nacht.

Am 8. September früh 6 Uhr wanderten wir am Gletschersee vorbei, dessen dunkle Flut wie ein glänzender Krystall in Felsen und Matten eingebettet war und dessen Blau mit dem des Himmels wetteiferte. Weiter ging es über den Gletscher, eine Randkluff und über leichte Schrofen und Geröll schließlich durch die zu einer Scharte jenes Nebenkammes des Monte Zurlons führende Rinne empor, dessen höchste Erhebung die Punta di Pfalzgau ist.

Nun lag die Breitseite unseres Berges vor uns; sie sah freilich ganz anders aus als die Vorderansicht; das war kein Finger mehr, aber eine steile, fast senkrechte, von wenig Rissen durchzogene Felsmauer, die fast unnahbar schien. Von dem Frühstückplatz in der Scharte war die Gesellschaft kaum wegzubringen; 1½ Stunden sassen wir dort vergnügt beisammen. Endlich aber trieb uns der Tatendrang angesichts der schönen Felswand da drüben vorwärts. Nach Überquerung des Zurlonkares versteckten wir die Bergschuhe unter Steinen. Dann kletterten wir über Schrofen hinauf zu einem großen Riß, der senkrecht die Wand durchzieht. Dieser Riß ist nur teilweise gangbar. Einmal muß man ihn links in der Wand umgehen, dann folgt eine Stelle, wo er durch einen Block gesperrt wird. Hier ist jede Umgehung unmöglich, der Block muß überklettert werden. Gleich darauf wird der Riß ganz ungangbar, und man ist gezwungen, ihn zu verlassen und gelangt in den nächsten Spalt mittels einer exponierten, handbreiten Traverse, die Dr. Marschall viel Schwierigkeiten bereitete, da er sie anfangs zu hoch anging und auf ganz ungangbaren Fels kam. Ein zweiter Versuch an der richtigen Stelle gelang. Im neuen Risse kamen wir flott empor auf den Vorgipfel, von dort in eine Scharte und auf den Hauptgipfel, der ein breites, plattiges Plateau bildet. Mittags 12 Uhr hatten wir den Gipfel erreicht. — Viel Zeit lag vor uns, wollten wir doch noch eine Nacht in der gemütlichen Hütte ver-

bringen. Daher gönnten wir uns eine jener herrlichen, langen Gipfelrasten im warmen Sonnenschein, von denen man sich nur wünscht, daß sie nie enden möchten, so wohl fühlt man sich da oben in luftiger Höhe im Bewußtsein, etwas geleistet und sein Ziel erreicht zu haben.



Abseilstelle an der Ditta

Außer den Karten der Erstersteiger fanden wir nur die der zweiten Ersteiger Kaltenbrunner und Hechenbleickner (Innsbruck). Diejenige des Herrn Ingenieurs V. H. Tatzel (Dresden), der auf neuem Wege aus dem Zurlonkar heraufgekommen war und die Ditta überschritten hatte, suchten wir vergebens. Seither hatte niemand mehr die Ruhe dieses herrlichen Felsgipfels gestört, bis wir kamen und fröhliches Leben mitbrachten.

Für den Abstieg winkte ein neuer Reiz, eine Abseilstelle! Wir verfolgten den Südwestgrat und gelangten zu einem Abbruch, dessen letzte 5 m man durch eine freie Luftreise am Seil überwindet. „Der Abschied vom letzten Griff“ wurde nebenstehendes Bild von Dr. Marschall genannt. Herr Gassner dirigierte die Luftfahrt am Seil.

Der weitere Abstieg erfolgt durch eine Schrofenrinne und bietet keinerlei grosse Schwierigkeiten mehr. Nach einem vergeblichen Versuche, die Punta di Pfalzgau zu ersteigen, kehrten wir zur Hütte zurück, wo ich mit Nadel und Faden bewaffnet, verschiedene Schäden wieder gutzumachen hatte. Lange saßen wir noch in fröhlicher Stimmung beisammen. Auch des verewigten Freundes und Gildenbruders gedachten wir, der so gerne mit seiner frohen Schar an dieser Stelle geweiht. Wir wünschten, ihn plötzlich in unserer Mitte auftauchen zu sehen und aus seinem Munde zu hören, daß sein jähes Ende bloß ein böser Traum. Doch leider blieb es nur beim Wünschen. Victor Wolf von Glanvell ruht im stillen Bergfriedhof von St. Veit, aber sein Andenken und sein Name leben fort in den Bergen, die er so heiß verehrt und im Herzen der Menschen, die ihn gekannt und geliebt.



Die Nördliche Fanisspitze

Erste Besteigung

Von Karl Doménigg, Wien

Travenanzas! — Als mir Viktor Wolf von Glanvell vor Jahren zum ersten Male den Namen nannte, da tönte mir dieser so eigenartig und seltsam ans Ohr, als hörte ich längst verklungene Laute aus den Romanzen des Cid oder des Don Quichotte. Erstaunt lauschte ich damals den Berichten des Freundes, der mir versicherte, daß dieses Wort zwar spanisch klinge, Travenanzas jedoch nicht in Castilien oder Catalonien zu suchen sei, sondern in unseren österreichischen Bergen ganz nahe der kaisertreuen Comune magnifica d'Ampezzo, direkt unter den himmelhohen Mauern der Tofana.

Was ich da für Augen machte, da mir Viktor in begeistertem Lobe die märchenhafte Pracht dieses Tales schilderte, die phantastische Gliederung seiner Felsenburgen und die Farbenglut der Wände zur rechten und linken des brausenden Quells, der als Fontana negra aus den finsternen Steilkammen zur Tiefe springt und mit sehnsuchtsvollem Rauschen jener gottbegnadeten Talweitung zueilt, aus welcher der Campanile Cortinas zum Äther steigt!

Jahre sind seither verflossen. Travenanzas ist mir längst kein „spanischer“ Begriff mehr, im Gegenteil! Es ist mir so wert und traut geworden, wie nur irgend eines meiner Lieblingstäler auf deutschem Boden, in vieler Beziehung noch teurer, da es mir unvergeßliche Erinnerungen birgt an den treuesten Freund, der in den Bergen mit mir gewandelt, an den wagemutigen Erschließer dieser Hochwelt: Dr. Viktor Wolf von Glanvell.

Ja, er hat mich Travenanzas lieben gelehrt zu jeder Jahreszeit! Denn seit ich mit ihm zum ersten Male am Fuße des dämonischen Fanisturmes gestanden, bin ich Jahr für Jahr, im Sommer wie auch im Winter in den Stillfriede jener Höhen zurückgekehrt.

Dort habe ich manch harten Strauß mit den trutzigen Steingestalten gekämpft und bin oft und oft seligen Genusses voll durch die enge Talpforte hinausgepilgert gen Sankt Hubert am Peutelstein. Ob keuscher Schnee deine Hochkare füllte, ob Sonnenglanz auf den Firnen lag oder Lawinen krachend die Stämme des Val Posporcora zersplitterten, du zogst mich an und ich blieb dir treu: Val Travenanzes, Bergheiligtum der Tofana!

Acht Sommer sind seit dem Abende

ins Land gezogen, da ich mit Wolf Glanvell und Gottlieb Stopper an der einzig schönen Stelle unter den leise rauschenden Zirben saß, die heute die Schutzhütte der Sektion Dresden beschatten. Wandern oder bleiben! war die Frage des Tages. Drei Wochen eifrigster Kletterarbeit ließen uns fast alle Probleme lösen, die es in der Fanis-Tofana-Gruppe gab. „Was sollen wir noch hier?“ rief Stopper, der dolomitenmüde geworden und sich nach nordischer Gletscherluft sehnte, unmutig. „Wie wärs, wenn wir morgen nochmals mit dem Castello anbinden wollten?“ meinte Wolf; dieweil ich für eine



Die Nördliche Fanisspitze

Besteigung der Nördlichen Fanisspitze Stimmung zu machen versuchte. Nach einer längeren weisen Disertation lautete Viktors Schiedsspruch: „Ist's morgen schön, so probieren wir den Castello, ist's trüb, kommt die Fanisspitze dran, und regnet es, so reißen wir aus und ziehen mit Sack und Pack zu den Fleischöpfen Papa Verzis in Cortina.“ — Und bei dem letzteren sollte es auch bleiben, denn frühmorgens trommelte der Regen mit monotonen Schlägen auf das Dach unserer Casera und als vormittags ein ungastliches Schneegestöber einsetzte, sagten wir Travenanzes Ade und bummelten auf holperigen Pfaden hinter unseren Tragtieren hinab zur Strada d'Allemagna.

Seither haben mich Berglust und Wandertrieb in rascher Folge in mein Lieblingstal geführt. Aber erst im Sommer 1905 sollte die letzte „Jungfer“ von Travenanzes, die Nördliche Fanisspitze zu Fall kommen, nachdem kurz zuvor auch der Castello*) seine Bezwingung gefunden hatte. Auf der ersteren Tour möge der freundliche Leser mich im Geiste begleiten.

Am 6. September war ich zu unserem Hüttenplatze emporgestiegen, um die Wegtracé für den neuen Steig der Sektion auszustecken. Sonnenflimmer auf den Höhen, brennheiße Luft im Tale, sengende Hitze über Matte und Wald. Kein Wunder, daß ich den schweren Schnerfer tiefaufatmend zu Boden gleiten ließ, als nach neun Uhr der Kaser von Travenanzes erreicht war. Der Nördlichen Fanisspitze sollte der Tag gelten. Ich wußte, daß ihre Besteigung kein schweres Stück Kletterarbeit bedeuten würde und daß ich einem modernen Gipfelstürmer keine große Freude durch Einladung zu dieser Bergfahrt bereiten hätte.

So war ich allein ausgezogen, der „Gilde“ auch diesen letzten bedeutenden Gipfel der Fanis-Tofana zu erobern. Als ich gegen 10 Uhr den Pickel schulterte, um ins einsame Faniskar emporzusteigen, trug mir der Wegbauer, der mit heraufgekommen war, seine Begleitung an, die ich nicht ausschlug, da mir der Mann ein bergtuchtiger Gefährte schien.

Bald zogen wir rüstigen Schrittes das steile Gehänge hinan, das zwei hohe Stufen bildend, dem obersten Kessel des Faniskars vorgelagert ist. Der „bell cantu“ der Arbeiter, die das morsche Gebälk der Casera durch ein merkwürdiges mixtum compositum von Lehm, rotem Kalkstein und Holzspänen zu festigen suchten, drang zu uns herauf und klang im Echo wieder, das seine Schallwellen von der Tofana zu den Lagatschoispitzen warf. Hoch droben im Kar, wo das erstaunte Auge zum blauschimmernden Firn des winzigen Fanisgletschers fliegt und an der unheimlich schwarzen Eisrinne haftet, die den Fanisturm durchreißt, hielten wir auf glattgescheuerten Platten Mittagrast.

Halloh! Was starren dort für unglaublich verwogene Steilzacken in das Gewölk?! Es ist die Gipfelkrone der Südlichen Fanisspitze, eines der frechsten Steingebilde unseres Gebietes. Die breite Schuttreiße, die gegen den Nordgipfel zieht, wählen wir als Bahn. Ein mühsames Stück Arbeit in glühendem Sonnenbrand. Alle Sorten des von den Graten zur Tiefe stürzenden Getrümmer kosteten wir durch, ehe wir am Fuße der roten Gipfelwände anlangten, um dann auf einem breiten, fast purpurfarbigen, gestuften Bande nach links zu queren und längs bröckeliger Steilgehänge in die Fanisscharte emporzuklimmen (12 Uhr 15 Min.).

*) Siehe Seite 29 dieses Buches.

Tief hinab taucht der Blick in das jenseits gelegene lachende Gefilde zu unseren Füßen. Wie wohl dem vom Felskolorit ermüdeten Auge das saftige Grün der Matten tut, auf denen da unten in den Enneberger Talgründen schimmernde Hütten und freundliche Gehöfte ruhen. Rings um sie aber erheben sich die Basteien der Sella und die grimmen Zähne der Geislerspitzen. Bis 12 Uhr 23 Min. hielten wir in der Scharte Auslug nach allen Seiten. Von Touristēn war sie erst ein paarmal, von Wilderern, Hirten und Jägern hingegen schon öfters betreten worden.

Und nun folgt ein lustiges Klettern auf luftigem Grate. In südlicher Richtung wird der meist brüchige Kamm verfolgt. Einzelne ganz tolle Zacken sind am besten an der Faniskarseite zu umgehen. Fast ununterbrochen auf der Schneide uns haltend mit unvergleichlichen Tiefblicken nach beiden Seiten gelangten wir in ein wildes Schartel, das durch einen blutroten Zacken gekennzeichnet ist, und von dort aus in fünf Minuten auf schmalem, links und rechts jäh absinkendem Firste auf den aus lichtgrauem Gestein bestehenden, nicht besonders geräumigen Gipfel der Nördlichen Fanisspitze. Bei nicht zu raschem Tempo waren wir von der Fanisscharte in zwanzig Minuten hinüber gekommen.

So leicht ist in unserer an unerstiegenen Spitzen so arm gewordenen Zeit noch selten ein Berg von nahezu 3000 m Höhe erklommen worden. Die Nördliche Fanisspitze dürfte etwa 2950 m messen, jedoch niedriger sein als ihre Nachbarin, die Mittlere Fanisspitze, die auf der Generalstabskarte gleich hoch kotiert erscheint. Jedesmal, wenn ich mit Wolf Glanvell auf einer der Hochwarten von Fanis oder Travenanzes gestanden war, und wir aus dem Gipfelgewirr im Kreise die mächtigen Fronten der Fanisspitzen herausgesucht hatten, pflegte mein Freund zu sagen: „Die nördliche Fanisspitze müssen wir doch auch unter die Füße bekommen, schon wegen der großartigen Rundschau, welche sie infolge ihrer weit vorgeschobenen Lage über Berg und Tal bieten dürfte.“ — Und tatsächlich kenne ich in diesem an Gipfeln und entzückenden Panoramen so reichen Gebiete wenige Spitzen, die sich als Aussichtsberge mit der Nördlichen Fanisspitze messen können. Wird einmal durch die Sektion Dresden von der Wolf Glanvell-Hütte aus ein Touristensteig in das obere Faniskar gebaut und dadurch der arge „Schinder“ bis zum Fuße der Wände aus der Welt geschafft sein, so dürfte unser Berg ein viel besuchtes Hoch-Belvedere werden.

Kontraste seltenster Art vereinigen sich in seiner Höhenschau. Hier die schwellenden Weideböden von St. Cassian und die blumigen Triften des Tadege-Passes, dort die in einer Flucht zur Tiefe absetzende Dolomitenwand der Tofana. Mit ihrem flimmernden Gletscher-Diadem und den aus steinerner Brust ins Tal

stürzenden Wildbächen scheint sie in den Himmel gebaut, so daß wir trotz unseres stolzragenden Standpunktes das Auge hoch gegen den Horizont heben müssen, um das winzige Vermessungssignal auf ihrem Scheitel zu erspähen. Und wenn wir den Blick aus dem eisigen Bereich auf die nächste Umgebung zurückgleiten lassen, schauen wir staunend und bewundernd die furchtbar wilden Kalkgebilde, welche die Natur in diese Bergeinöde gestellt. Auf daß der erdrückenden Szenerie dämonische Musik nicht fehle, eröffnet in dem Augenblicke, da wir von unserem Gipfel Besitz ergreifen und einen gewaltigen Steinmann errichten, der Firnschlund des Fanisturms sein Arsenal und schleudert mit wüstem Gekrache Geschoß auf Geschoß ins Bodenlose. Deutlich sehen wir, wie unter den Strahlen der glühenden Mittagsonne sich in den Schneekouloirs unter der Faniskarspitze Block auf Block lockert, das morsche Trümmerwerk im rostfarbenen Gehänge mitreißt, um dann als polternde, surrende und pfeifende Lahn die Eisrinne blank und rein zu fegen und erst tief unten im Kar in Atome zu zerschellen.

Wenn wir den Blick gegen das Fanestal wenden, haben wir die prächtige Steilpyramide der Campestrinspitzen zum Greifen nahe vor uns, und da unser Bewunderungs-Tribut auch den fernerer Dolomiten-Recken gilt, grüßen wir am Äthersaume die Zacken der Fermeda und des Langkofels, aber auch die Riesenaltäre der Sella und des Altvaters Schlern.

Um 2 Uhr ging es ans Scheiden, wollte ich doch noch am gleichen Tage in das geheimnisvolle Dunkel der Forste von Federá und an die welteinsame Flut zu Füßen der felsumgürteten Croda da lago hinüber. Wir verfolgten von der Fanisspitze durch etwa eine Stunde in nördlicher Richtung den gegen den Monte Cavallo führenden Grat, der ziemlich brüchig und stellenweise plattig, jedoch nirgends besonders schwierig ist, bis die tiefste Einschaltung zwischen den beiden Gipfeln erreicht war, querten über schroffige Lehnen durch Schuttrinnen und an Geröllstreifen nach links in das ausgedehnte Trümmerkar am Fuße der genannten Spitzen und sprangen dann in mächtigen Sätzen über die grünen Böden hinab zur Casera, unter deren Dach wir uns um 4 Uhr in den Schatten warfen.

Als ich ein paar Stunden später die Falzarego-Straße hinabstieg, piffen die Murmeliere aus ihren Schlupfwinkeln am Fuße der Punta Col dei Bos um die Wette. Das bedeutet in der Sprache der Nimrode von Cortina: Regen und wieder Regen! — Sie sollten Recht haben, denn noch ehe der Sonnenball seinen abendlichen Glorienschein um die Zackenkrone des Sasso di Stria gewoben, rollten schwere Wetterwolken über das Haupt der Tofana di Rozes. Im magischen Zick-Zack sprühte Blitz auf

Blitz durch das Steinlabyrinth der Cinque Torri und im rauschenden Wasserschwall löste sich bald die Gewitterschwüle der Atmosphäre. Doch als ich gegen 8 Uhr zwischen den triefenden Lärchen und Zirben gegen Ampezzo wanderte, funkelte wieder der erste Stern aus jenen mystisch-unendlichen Fernen, denen wir Bergsteiger uns nahegerückt wähnen an den Stätten unseres Glücks und unserer Freude hoch über dem Getriebe des Alltagslebens.



Die Kontemplativen unter den Bergsteigern

Von W. Stein

Die Quellen des fortschreitenden Lebens, aus welchen wir Menschen die Kraft unseres Daseins schöpfen können, sind durch den Alpinismus um eine neue, tiefe und reich fließende vermehrt worden. Vor Jahrzehnten noch eine fremde Welt, ist heute die heroische Landschaft als völlig neues Gebiet einer geistigen Kultur zu einer Bedeutung gelangt, wie kaum irgend eine dem Alpinismus parallellaufende Erscheinung des modernen Lebens.

Ist es aber nicht seltsam, daß der Sinn für das Heroische in der Natur so verhältnismäßig spät sich entwickelte, während doch die Landschaften solcher Art schon längst nicht mehr den Augen der Menschheit verborgen waren? War es eine plötzlich veränderte Lebensanschauung, oder waren es nur äußere Umstände, die den schwer und müde fließenden Geist einer nervösen, überreizten, übersättigten Zeit zu rascherem, kräftigerem Laufe bewegten, so daß auch der Sinn für das Heldenmütige neu erwacht ist? Oder könnte man vielleicht nicht von einem neuerwachten Heroismus reden, wenn in neuester Zeit tausende von Menschen freiwillig in den Gefahrenkampf hinausziehen, sich nach einer freien Betätigung aller Kräfte und Triebe sehnen und nicht erst warten, bis ein daherbrausender Sturm des Schicksals sie aus dem stagnierenden Sumpfe philisterhaften und gleichgiltigen Daseins schüttelt und von ihnen fordert, die Waffen des Geistes und des Leibes zu gebrauchen?

Wenn früher alle Welt über das Treiben der Vorkämpfer des Alpinismus gespottet und gelacht und ihre Wagnisse für Torheiten gehalten hat, so ist es jetzt eine um so größere Genugtuung für alle bahnbrechenden Alpinisten, daß heute ein ganzes Völklein ihnen nacheifert, den Wert des Alpinismus erkannt hat, und daß heute bereits ein beträchtlicher Schatz künstlerischer und literarischer Werke davon Zeugnis liefert, einen wie regen Anteil die

Seele, das Gedanken- und Gefühlsleben des Menschen, an den körperlichen Handlungen der Bergsteiger nimmt.

Alpine Kultur. Dieses Wort hat Universalbedeutung. Alpinismus ist nicht allein Bergsteigen oder sportmäßiges Klettern, geistiger Alpinismus ist nicht nur die Schilderung von Reiseerlebnissen oder Bergfahrten, Alpinismus ist heute weit mehr geworden. Alpinismus ist die Vertiefung in alles Leben, das mit irgend einer Faser seines Wesens, oder seiner realen oder idealen Beschaffenheit nach, in einer heroischen Landschaft wurzelt.

Bei der Ausübung des Alpinismus kommen zweierlei Arten des Verkehrs in betracht: der naturbetrachtende und der naturbezwingende Verkehr in den Alpen. Letzterer kann ersteren einschließen und führt zum Hochalpinismus. Niemals aber werden einseitige Sportbetätigungen oder naturbezwingender Verkehr allein, bei welchem jeder geistige Hintergrund fehlt, das darstellen, was wir unter Alpinismus verstehen. Es wäre eine ganz törichte Auffassung, diejenigen für Alpinisten zu halten, die ohne Rast auf den Felsen und Gletschern herumjagen, sich nur durch ausschließliche Ausführung erstklassiger Bergtouren zu befriedigen suchen und nur Sinn haben für ungeheuerliche Traversen, abschreckende Wände und turmhohe Kamine. Auch diejenigen können unmöglich mit den Alpinisten auf gleicher Stufe stehen, die kaum Kenntnis von der Anwendung technischer Hilfsmittel, geschweige denn Erfahrung im Bergsteigen besitzen und trotzdem gleich das versuchen, was große Bergsteiger erst nach vieljähriger Betätigung ihres Könnens gewagt haben. Wieviel beim Gelingen solcher Bergfahrten dem Zufall und dem Glück zuzuschreiben ist, wieviel — trotz aller persönlichen Prädestinationen zum Bergsport — im Falle eines Unglücks dem unverantwortlichen Leichtsinne zuzurechnen ist, das wird wohl selbst der Uneingeweihte ermessen können. Aber es muß ein Unterschied gemacht werden zwischen solchen, die ohne Sinn und Verstand und solchen, die mit Überlegung bergsteigen. Leider haben die Drauflosgeher schon viel zu einer gewissen Demokratisierung des Sportes und seiner Anhänger beigetragen. Sie müssen der Reinerhaltung des Sportes wegen auf alle Art bekämpft werden, wenn auch nicht so leicht zu befürchten ist, daß der edelste Sport Gemeingut niedriger Geister oder minderwertiger Menschenelemente werden könnte. Wir glauben viel eher das Gegenteil, daß es möglich ist, durch fortgesetzte Anregung zum innigen Verkehr mit der Natur alle lebensfördernden und lebensveredelnden Kräfte in einer Menschenseele zu wecken, soweit solche noch als ungehobene Schätze im Inneren verborgen ruhen.

Freilich sind bei solchen Leuten, die die Berge wie Turngeräte behandeln und nur Freude an einer sportmäßigen Betätigung

ihres Körpers empfinden, ohne jemals den zarten Gruß eines am Wege winkenden Blümleins durch einen dankbaren Blick zu erwidern, oder bei stiller Rast dem feierlichen Gesang rauschender Gießbäche zu lauschen, alle Erziehungsversuche vergeblich. Ihnen fehlt von vornherein das Organ, welches auf Stimmungsreize oder auf die schöpferisch-künstlerischen Erscheinungen der Natur reagiert. Bei ihnen wirkt die Ausübung des Sportes mehr auf gewisse Charaktereigenschaften ein, z. B. auf den Mut, die Selbstbeherrschung, die Unerschrockenheit, die Geistesgegenwart und die Willenskraft. Aber diese wertvollen Tugenden sind allein nicht imstande, eine Persönlichkeit zum Alpinismus zu erziehen.

Die Befähigung, die Größe einer Tat innerlich zu empfinden, alle damit zusammenhängenden Einzelheiten voll ins Bewußtsein treten und den gesamten psychischen Extrakt wieder auf den Willen wirken zu lassen, setzt eine noch andere Tätigkeit als die rein körperliche voraus. Der Alpinismus fordert von seinen Jüngern vor allen Dingen Naturbetrachtung.

Dieses Wort ist zwar ein ganz allgemeiner Begriff, und wir können eine ganze Menge Formen der Betrachtung und verschiedene Grade ihrer Intensität unterscheiden, doch es ist wohl ohne weiteres klar, daß zur Erzeugung eines tiefen Eindrucks, einer starken Gemütsbewegung und einer plötzlich gesteigerten Willenstätigkeit es vollständig gleichgültig ist, ob wir einen Gegenstand künstlerisch oder philosophisch, wissenschaftlich oder auch nur beschaulich betrachten: hingegen ist die Gründlichkeit und Lebendigkeit jeder Form der Betrachtung die wesentlichste Bedingung, in unserer Seele jene Leidenschaftlichkeit des Wollens hervorzurufen, die uns zur Ausführung mühseliger und oftmals schwieriger Bergfahrten innerlich zwingt.

Kontemplative nennen wir solche Naturen, deren geistige Kraft, deren innerliche Größe und Tiefe der Persönlichkeit auf einem feinen, differenzierten Schauen beruht. Kontemplative müssen wir sein, um Eintritt zu erhalten in das weite, schöne Reich alpiner Kultur und nach und nach zur Höhe eines freien, erhabenen und abgeklärten Daseins emporzusteigen. Aber die Erreichbarkeit tiefer, ungebundener Anschauung und die hiermit verbundene Verinnerlichung, Veredelung und Erhöhung unseres Lebens, welches dann wieder auf unseren ganzen Menschen bildend und verschönend zurückwirkt, sind an gewisse Voraussetzungen geknüpft. Man darf nicht ohne weiteres annehmen, daß das innerliche Schauen etwas ist, was jeder Mensch von vornherein besitzt oder mit der Zeit von jedem erlernt werden kann, ebensowenig wie wir annehmen dürfen, daß jeder Mensch bildungsfähig ist.

Wir müssen uns jetzt klar darüber werden, an welche Voraussetzungen jede Entwicklung gebunden ist und auf welchem

Wege wir höhere Stufen einer Entwicklung erringen können. Daß es aber eine Entwicklung überhaupt gibt, werden nur wenige bestreiten wollen. Beweisen doch Wissenschaft und Geschichte, daß durch fortgesetzte Vorbereitung, Erziehung und Übung ganzer Menschengeschlechter sogar Keime zu etwas Neuem gelegt werden können, was vorher noch gar nicht da war. Wo aber etwas entwickelt werden soll, müssen auch Keime zu jenem zu erziehenden Wesen vorhanden sein. Das ist eine physiologische Tatsache. Jeder Keim, jede Anlage, jedes Talent oder jeder Grund einer Fähigkeit ruhen in einem Organ, welches auf die von außen gegebenen Anreize reagiert. Für uns Menschen ist das basierende Reaktionsorgan das Gehirn. So viel Zentralorgane in unserem Gehirn vorhanden sind, so viele Möglichkeiten gibt es, die Wirklichkeit wahrzunehmen. Enthält irgend ein Organ entwicklungs-fähige Keime, so reagiert dasselbe bei gegebenem Anreiz kräftig nach außen und vermag sich selbst durch diese Rückwirkung stark zu entwickeln, wodurch dem Individuum alle dem Organe entsprechenden Sinnesempfindungen und Vorstellungen intensiver ins Bewußtsein treten und alle daraus entstehenden Gedanken und Gefühle unterschiedlicher und lebhafter werden. Ist ein Zentralorgan aber von vornherein schlecht veranlagt, so nützen alle äußeren Anreize nichts, das Individuum bleibt ihnen gegenüber kühl und stumpf. Die Einseitigkeit gewisser Naturen ist demnach durchaus nicht immer auf eine vernachlässigte Erziehung zurückzuführen, sondern auf einen Mangel an Veranlagung gewisser Gehirnsphären. Ein unmusikalischer Mensch vermag trotz alles Musikunterrichts und trotz aller angelernten und dressierten Fertigkeit ein Instrument spielen zu können, nicht den Tonwert der Musik und häufig sogar — zum Entsetzen aller Hörer — nicht einmal die Stärke des Tones zu bestimmen. Wir sprechen dann von einem unmusikalischen Gehör. Bei dem Sinn für die Farben könnten wir noch viel schlimmere Parallelen ziehen, und schließlich gibt es menschliche Individuen, bei denen überhaupt nicht viel für die Umbildung des Lebens in Vorstellungen und Gefühle übrig bleibt. Da nun das Gehirn unser Zentralorgan ist, welches alles Leben der Außenwelt wahrnimmt, die äußeren Sinnesempfindungen in innere, oder Vorstellungen, umwandelt und zugleich bestimmend ist für die Wirkung auf den gesamten physischen Menschen, indem dieses Organ erst wieder durch das Nervensystem alles übrige im Körper Vorhandene zu seinen Funktionen zwingt, so können wir annehmen, daß dasselbe sowohl im physischen wie im psychischen Sinne eine gestaltgebende Kraft enthält.

Das Gehirn — oder sagen wir von jetzt ab lieber die Seele — ist Schöpfer unseres physischen und psychischen Lebens.

Der Stoff des Lebens, den es verarbeitet und von dem es sich nährt, ist die Wirklichkeit, die Außenwelt mit ihrem Reichtum an Erscheinungen, aus denen der schöpferische Wille des Individuums seine Werte zieht. Je reicher die Außenwelt um uns ist, desto stärker reagiert der Wille, den Inhalt dieser Welt an sich zu ziehen und in seiner Einzelnatur zu verarbeiten; oder umgekehrt können wir sagen, je stärker der Wille ist, das um uns fließende Sein anzuziehen, desto tiefer wird das in der Einzelnatur gestaltete Leben sich bewegen. Wollen und Anschauen sind demnach Urheber und Mittel der Gestaltung. Der Begriff Anschauen ist aber hier nicht wörtlich zu nehmen, sondern als ein Universalbegriff für alle cerebralen Funktionen aufzufassen. Die Anschauung ist die Quelle alles dessen, was in unserem Gehirn sich in Gefühle und Gedanken verwandelt. Je tiefer die Anschauung, desto vollkommener, desto unerschöpflicher wird das Leben sein, welches aus den Gründen unserer Seele fließt. Die Tiefe der Anschauung, die Tiefe des innerlichen Erlebens aber zeigt sich in der Stärke des Wollens oder Fühlens, welche die Anschauung in unserem Innern erzeugt. Nicht die Erkenntnisse als unmittelbare Folge einer Anschauung haben Tiefe, sondern die Gefühle, welche durch die Erkenntnisse in unserem Innern ausgelöst werden. Abstraktes Denken, abstrakte Erkenntnisse vermögen uns einen großen Reichtum begrifflicher Vorstellungen zu gewähren, aber ohne Einfluß auf unseren Willen oder auf unsere Gefühle — Wille und Gefühl sind ja untrennbar — sind sie kalte, leblose Dinge, eine starre, unbewegliche Masse, die nicht einmal einen praktischen Wert besitzt, bevor nicht das belebende Element unseres Geistes die schöpferische Umwandlung in etwas Gefühltes bewirkt. Aber es ist nicht möglich, in einem Individuum, welchem die Veranlagung von vornherein fehlt, Erkenntnisse irgendwelcher Art zu innerlichem Gefühl und Erlebnis werden zu lassen, eine Änderung vorzunehmen. Der Gelehrte, welcher sein ganzes Leben weiter nichts getan hat, als abstrahieren und den ihm hingeworfenen oder jeweilig seiner Natur liegenden Stoff geistig bearbeitet, bleibt ein trockener, fadenscheiniger Papiermensch. Er weiß aus seinen Kenntnissen keine Lebenswerte zu ziehen. Sein Tun führt zum reinen Mechanismus, zur geistigen Sterilität und schließlich zum bedauernswerten Stumpsinn. Aber wäre er mit Gewalt zu einer auf Anschauung beruhenden Gelehrtentätigkeit erzogen worden, so würden vielleicht wenigstens für seine Nachkommen die Keime zu intuitivem Erkenntnisvermögen gelegt oder gewisse Instinkte erzeugt worden sein, durch welche der Mensch von selbst die anschauende Lebensart sucht und nicht erst zu ihr gezwungen werden muß. Also Versuche, erzieherisch zu wirken, dürfen deshalb niemals unterbleiben.

Haben wir nun gefunden, daß Betrachtung und Anschauung in Verbindung mit unserem Willen der Born ist, aus welchem das Leben fließt, so gilt es jetzt, jene Gebiete aufzusuchen, wo unser Wille eine starke Anregung empfängt, wo wir den Samen zur geistigen Befruchtung unseres Daseins finden, auf daß alles wieder zu Leib und Seele werde und zu reichen Schätzen unserer Persönlichkeit. Das Leben in seiner edleren Form tritt nicht an uns heran, sondern wir müssen es suchen gleich emsigen Bienen, die aus Blumenkelchen das süße Pflanzenblut saugen und dann wieder in reinen, duftenden Honig verwandeln.

Wenn wir aber unsere heutige Zeit mit der früheren vergleichen, so müssen wir zu unserer großen Betrübniß wahrnehmen, daß dem heutigen Kulturmenschen trotz der gewaltigen Flut künstlerischer Erzeugnisse im Laufe der Jahrhunderte unendlich viel verloren gegangen ist. Die Zivilisation und die Technik haben daran gearbeitet, das menschliche Leben immer bequemer, behaglicher und bewegungsloser zu gestalten. Durch die bedeutende Vermehrung der Menschen nahm der Erwerbssinn überhand, und mit der Übervölkerung der Staaten wuchs in gleichem Maße die Existenzsorge der einzelnen. Schließlich schwanden alle anderen menschlichen Interessen, und es war alles nur noch auf Erwerb und Besitz äußerer Güter gerichtet, um die Existenz so sicher als möglich zu stellen und die Bequemlichkeit des Lebens zu steigern. Zuletzt hatte nichts anderes im Leben mehr Sinn als alles Materielle. „Der ganze Mensch ist materialisiert, der Mensch ist versachlicht worden,“ sagt Lamprecht. Und erst jetzt schlagen wir uns an die Stirn, als wären wir aus einem tiefen, unheimlichen Traum erwacht und suchen zu begreifen, wohin wir geraten sind. Ja verlieren wir denn nicht durch jene Materialisierung unseres Daseins auf der anderen Seite unsere besten Güter, unsere eigentlichen Erhalter des Lebens? Sind die eigentlichen Erhalter unserer persönlichen Existenz nicht unsere Glieder, unsere Sinne und unser ganzer körperlicher Mensch? Sind wir nicht von Fleisch und Blut, von Leib und Geist? — Jetzt erkennen wir plötzlich die Gefahr der Zivilisation und sehen ein, daß wir den ganzen Menschen erneuern müssen, wenn nicht die physische und psychische Kraft zu leben mit der Zeit verloren gehen soll, wenn nicht die wenigen, immer kleiner werdenden und ganz und gar veräußerlichten Ideale, die den wirklich geistigen Menschen kaum mehr zu tragen vermögen, verwehen sollen.

Was aber ist das kostbarste Gut, das die Menschheit verloren hat? Das ist der Natursinn. Der natürliche Sinn. Der Sinn für die Formen des Lebens, für die Bewegung, für die rein körperliche Betätigung, für die Gesundheit und die psychischen und physischen Kräfte als Grundlage der Schönheit und der Sinn

für alles, was eigentlich „Leben“ ist. Was waren denn unsere Vorfahren in menschlicher Beziehung gegen uns? Wir müssen uns fast schämen vor dem Ergebnisse dieses Vergleichs. Die Mehrheit von heute ist beinahe Verächter der Natur und der nackten Schönheit.

Wer fragt heute noch nach einem Sonnenaufgang? Bach, Baum und Wiese, was haben sie heute noch für einen Wert? Für die meisten sind sie im besten Falle noch eine schöne Dekoration der Natur, aber ihr Geist vermag nicht unterzutauchen in den Strömungen des Lichts, und ihre Sinne vermögen sich nicht zu erquicken an den reinen Gaben des Himmels, des Waldes, des Feldes, der Berge, der Flüsse und Seen, an denen sich jedes in der Freiheit lebende Tier erfreut. Sie haben verlernt, mit der Natur innig zu verkehren. Sie haben die Mutterliebe der Natur mit Füßen getreten, und das Schlimmste ist, daß sie nicht einmal mehr fühlen, jene Fäden verloren zu haben, die sie einst mit der Natur verbanden. Das Schlimmste ist die Gleichgültigkeit, mit welcher die Menschheit diese Treulosigkeit begeht. Und je mehr wir die Schönheit und Reinheit des Naturlebens empfinden, desto lauter möchten wir ihnen zurufen: „Gehet hin in die Stille und Heimlichkeit des Waldes und lauschet seinen leisen, lieblichen Stimmen gleich Offenbarungen, die uns eine geängstigte, um das Glück und Wohlbsein ihrer Kinder sich sorgende Mutter warnend in die Seele flüstert, gehet hin an ihre liebende Brust und schämt euch nicht, Reue zu empfinden und um Vergebung zu bitten.“

Es hat eine Zeit gegeben, da war der Mensch noch ein reines Naturwesen. Er liebte den Boden, auf welchem seine Hütte stand, er verehrte den Baum, der sein Haus beschattete, den Fluß, der die Äcker umspülte, er nahte mit einer heiligen Scheu dem labenden Quell, und mit Ehrfurcht erfüllten ihn alle Erscheinungen des Himmels, der Sonne, des Mondes, der Sterne, das nächtliche Dunkel, das Licht, das Feuer, die Dämmerung. Aus dieser kindlichen Verehrung und aus der natürlichen Anbetung übermenschlicher Gewalten aber entsprang ein starker Geist. Das war der Nationalgeist. Die zähe Liebe zum Heimatboden schuf in ihnen jenen Geist, der die Güter des Lebens und den Boden, an welchem alle Fasern des Herzens hingen, beschützen sollte. Gegen alle feindliche Macht, gegen feindliche übermächtige Nachbarn wie gegen feindliche Gewalten der Natur richtete sich dieser Geist. Doch als das Christentum über Europa kam, wurde es anders. Die asketischen Vertreter dieser neuen Religion suchten mit grausamer Gewalt den Hang zur Natur aus den Herzen der Menschen zu reißen, und die Verehrung des Waldes, des Wassers und der Sonne sollte einer übersinnlichen Gottesverehrung weichen. Man schlug die Eichen nieder, an denen der

Glaube froher Kindheitsmenschen, an denen die Religion des gesündesten, des stärksten und an Gefühlen reichsten Volkes Europas hing. Man entgötterte die Welt, die bis dahin vom Hauche einer auf Naturanschauung und Verehrung gegründeten religiösen Liebe durchweht war. Die Heimatliebe und die Volksliebe wurden wertlos, denn die Erde war ja wertlos geworden. Es galten nur noch der Himmel und das Jenseits, nur das Überirdische sollte Wert haben. So hat durch Jahrhunderte hindurch der Staat sein eigentliches Fundament, die Heimatliebe und die Menschenliebe, verloren, die Liebe zu allen kulturellen Erzeugnissen des Heimatbodens. Das Ideale hat er verloren. Der Staat ist heute nur noch ein Notbehelf für die Menschheit, ein Mittel zur Erhaltung aller äußerlichen Existenz. Wir sind alle Staatsmenschen geworden, und wir fühlen keinen Zusammenhang des Staates mit der Natur, mit dem Boden, auf welchem und für welchen er lebt. Da wir aber auch geistige Wesen sind, die ohne geistige Nahrung, ohne Ideale nicht leben können, so wenig wir ohne Wasser und Brot leben können, so ist der Staat, der keine Ideale mehr zu erhalten vermag, etwas, was in der Luft schwebt, was seinen eigentlichen Sinn eingebüßt hat. Erst müssen wir jene Liebe wieder gewinnen, die uns an das Leben, an die Natur, an die Menschheit, an das Diesseits innerlich bindet.

Wir können nun heute zwar keine Germanen oder Griechen, keine in völlig ungebundener Freiheit lebenden Menschen mehr sein, wir können uns nicht ausschließlich in der Natur bewegen und durch Jagen, Schwimmen, Reiten oder kriegerische Spiele die Glieder und Organe beständig in Spannung erhalten, aber wir können durch unsere geistige Kraft die wahre Liebe zur Natur finden und dem Leben seinen verlorenen Sinn wiedergeben, wir können durch körperlichen Sport unserm Leib das ersetzen, was ihm durch unser notwendig gewordenes Erwerbsleben verloren geht.

Die Kunst und die Wissenschaft waren bis jetzt noch die einzigen Mächte, die unser versinkendes Menschentum über Wasser gehalten; und gleich einer Abendröte, die eine verwüstete Landschaft mit dem milden Kolorit des sterbenden Lichts verklärt, verwandeln sie niedergehende Kraft und Schönheit noch in Glanz und goldenen Schimmer.

Die Kunst und die Wissenschaft zeigen uns den geistigen Reiz der Dinge und geben uns einen Anstoß, über den Zusammenhang und das tiefere Wesen alles Seins zu philosophieren und nach persönlichen und allgemeinen Lebenswerten zu suchen. Aber auch die Kunst müßte versiegen, wenn das Leben immer flacher werden, wenn der Natursinn ganz verloren gehen würde, denn beides: menschliches Leben und Naturleben sind ja der Nährboden

der Kunst. „Sonne, was wärest du, wenn du nicht die hättest, denen du leuchtest.“ Das können wir heute nicht mehr mit stolzem Bewußtsein zur Kunst sagen, denn es sind nur wenige, denen sie wirklich ins Innerste scheint.

Es kann jetzt nicht meine Aufgabe sein, die Ursachen der Veränderungen unserer Zeiten festzustellen und alle Möglichkeiten zu besprechen, die eine Umwandlung und Verbesserung gewisser Zustände hervorrufen könnten, aber ich mußte an der Hand des Vergleichs darauf hinweisen, welchen Wert heute die Wiedergewinnung des reinen Natursinns besitzt.

Naturbetrachtung, Anschauen und persönliches Wollen hatten wir als wesentlichste Voraussetzungen gefunden, den Sinn für das Natürliche neu zu beleben. Den Alpinismus haben wir als wirksamste Kraft empfunden, den Natürlichkeits- und Wirklichkeitssinn stark zu entwickeln, denn der Alpinismus führt uns direkt hinaus in die Freiheit und zwingt uns durch die reichen Bilder und Erscheinungen der Bergesnatur zum Gebrauch aller Sinne und durch Steigen zum Gebrauch der Glieder und Organe unseres Körpers.

Als Kontemplative hatten wir solche bezeichnet, denen durch irgendwelche Form eingehender Betrachtung die Welt zu einem innerlichen Erlebnis, zum geistigen Eigentum geworden ist. Die kontemplativen Naturen habe ich als eigentliche Schöpfer alpiner Kultur hingestellt. Nun bliebe noch übrig zu zeigen, unter welchen besonderen Gruppen der Bergsteiger wir hauptsächlich die Kontemplativen finden.

Erwähnt hatte ich bereits, daß der besondere Vorzug des Alpinismus gegenüber anderen Arten des Sportes in der Möglichkeit liegt, das Schauen und innerliche Erleben durch ein geistiges Wollen und Fühlen zu steigern, welches beim Überwinden gefahrvoller Wege und mühseliger Pfade angereizt wird. Doch damit soll nicht gesagt sein, daß die Gefahr unbedingt von jedem gesucht werden muß, um eine tiefe Einwirkung der Naturbetrachtung auf das Gemütsleben zu erzielen. Maß und Grad des Bergsteigens sind ganz individuelle Angelegenheiten. Ich kann auf Grund meiner Beobachtungen allerdings behaupten, daß es für viele besser wäre, sich auf ein friedliches Jochfinkentum zu beschränken, statt bis zum körperlichen Zusammenbruch die Berge hinauf und herunter zu rasen. Die von den Spitzenfressern so viel verlachten Talschleicher oder Jochbummler gehören oftmals viel eher zu den Kontemplativen. Sie schlendern langsam durchs Tal. Bei jedem Wassersturz, bei jeder Wegbiegung, die neue Überraschungen an landschaftlichen Szenerieen bietet, bleiben sie stehen. Die stolzen Firnhäupter und Felsgrate haben für sie viel eher etwas Großartiges, Erhabenes und unantastbar Reines als für jene, die frech und eines vernünftigen Sportes kaum fähig auf den Felsenleibern herumturnen und durch

unersättliche Begierden den Alpinismus in den Augen Uneingeweihter eher in Mißkredit bringen, statt etwas für ihn zu leisten.

Ein Alpenwanderer, der im einsamen Tal alle Winkel aufsucht und das Malerische eines Dorfes, seiner Lage, seiner Umgebung, seiner Häuser, das Eigenartige, Natürliche und Originelle seiner Bewohner auf sich wirken läßt, oder bei seinen Wanderungen mit feinen Sinnen in das zarte Dasein eines Blumengeschöpfes dringt und Gestein, Getier, Luft, Wolken und Wasser als ewig veränderliche Produkte eines großen Kompositionsgeistes empfindet, ist durch seine Natur als Kontemplativer viel eher der Sprache eines durchgeistigten Alpinismus mächtig als die einseitigen Sportsmenschen.

Am engsten aber verbindet uns mit dem Naturleben das Alleingehen. Doch es gehen nur wenige öfters allein. Die meisten empfinden, auch wenn sie in noch so wundervoller Landschaft sich bewegen, Langeweile, so lange sie nicht schwatzen können. Wie für viele die Musik nur ein angenehmes Geräusch ist, das sie zum Plaudern anregt, so bildet für viele die Natur nur einen Rahmen zu ihren Gesprächen. Aber der denkende Mensch ist nie allein. Im Gegenteil! Bei seinen einsamen Wanderungen sieht er, was er an sich hat. Dem denkenden, fühlenden Menschen genügt auch nicht allein der äußere Reiz der mannigfaltigen Bilder; seine feinere Natur verlangt eine größere Weihe des Genusses, welche ihm nur gegeben werden kann, wenn alles schweigt und die Schönheit gleichsam nur die innersten Räume seines Herzens betritt. Ein andermal will er die reinen Sinnesempfindungen unmittelbar auf seinen Geist wirken lassen und unter dem großen starken Eindruck eines innerlichen Erlebnisses das wieder in irgendwelcher Form aus sich herauschaffen, was die Natur in seiner Seele aufzeichnete.

„Anderes Leben miterleben.“ Dieses Dichterwort soll kennzeichnend sein für alle gebildeten Menschen. Der Grad der Fähigkeit, anderes Leben mitzuerleben, weist auf den Grad der menschlichen Bildung hin. Aber der höchste Grad dieses Miterlebens ist Voraussetzung für das Alleingehen. Und darum gibt es so wenig Alleinwandernde, weil das reine Mitgefühl für alles Lebendige fehlt, und auch darum gibt es so wenige, die mit Ehrfurcht die Räume der Natur betreten und gleich einem Kinde vor den Überraschungen des Ungeahnten bis in ihr tiefstes Wesen erschauern.

Wenn wir aber einmal allein in einem stillen Winkel eines einsamen Tals behaglich saßen und uns den sorglosen Betrachtungen der Natur überließen, da würden für uns plötzlich große Dinge klein und kleine Dinge groß. Alle Zivilisation ist ein Schatten gegenüber der künstlerischen Pracht und Einfachheit der Natur. Und wieviel gesteigerter ist die Kraft, in den Reichtum des fließenden Lebens zu dringen, wenn wir auf steiler Bergeshöhe nach mühsamem Aufstieg ruhen und die Fernen und Tiefen, die unendlichen Formen

der Bewegung, die millionenfachen Ausdrücke von Gestaltung und Vernichtung, von Vergehen und Werden, von Überwinden und Besiegen, von stolzer Überlegenheit und trotzigem Emporwerfen, von Ringen und Kämpfen um Sein und Nichtsein schauen. Wie dankbar betrachten wir unsere Glieder, die unsere Seele emportragen zu den Quellen ewiger Schönheit und ewiger Himmelsheiterkeit. Aber die Menschen schauen zu wenig nach außen und zu wenig nach innen. Sie üben nicht jene Organe, die sich auf die zarteren Töne des Lebens abstimmen lassen. Und sie prüfen zu wenig, inwieweit die Bemühungen des Betrachtens und Schauens auf das innere Bild des Menschen einwirken.

Erst die neueste Zeit hat die rein kontemplativen Naturen hervorgebracht, erst unter den Alpinisten finden wir jene Männer, die durch ihre Leidenschaft und Begeisterungsfähigkeit ein ganzes Völklein von Bergsteigern zusammengebracht und mit sich in die Höhe emporgerissen haben. Wir wollen ihnen dankbar sein und ihr Andenken durch weiteren Ausbau ihres begonnenen Werkes ehren.

Leider hat, wie alles im Leben, auch der Alpinismus seine Schattenseiten. Die Überfülle körperlicher und geistiger Kraft, die wir auf der einen Seite erringen, muß oft durch das Kostbarste, was wir besitzen, bezahlt werden. Aber die Gefahren, in die wir uns bei Ausübung des Bergsports wissentlich begeben, und denen durch unglücklichen Zufall auch schon die Besten zum Opfer gefallen sind, berechtigen keineswegs zu Einwänden gegen den Wert des Sportes im allgemeinen.

Der Heldenmut ist die gesündeste und die stärkste menschliche Kraft, und die Tatsachen der Geschichte beweisen, daß fast immer nur der Heroismus unter kämpfenden Gewalten den Sieg der einen und das Verderben der anderen herbeigeführt hat. Wenn aber der Sinn für das Heldenmütige einem Volke erhalten bleiben soll, so muß er auch im Spiele oder im Sport gepflegt werden. Schon in der Kindesseele muß eine gewisse Unverzagtheit geweckt werden. Ob wir den Gefahren ausweichen oder nicht, es bleibt fast kein lebendes Wesen von irgend einem tragischen Geschehliche verschont, denn das tragische Geschick ist ein notwendiger Entwicklungsvorgang in der Natur. Aber gerade indem wir bereit sind, für eine Sache etwas zu opfern, zeigen wir, wie hoch wir sie schätzen. Es geschieht wohl, daß wir rücksichtslos sind selbst gegen unseren eigenen Leib, wenn wir glauben, durch ein vorschwebendes Ideal unsere Absicht und unser Handeln geadelt zu haben, zu uns spricht Zarathustra:

„Ich liebe den, dessen Seele übervoll ist, so daß er sich selber vergift, und alle Dinge, die in ihm sind, so werden alle Dinge sein Untergang.“

Doch jene Art Todesverachtung und jene Art maßlosen Vergeudens körperlicher Kräfte, die uns als eine Folge krankhafter Überreizung der Nerven oder als ein Ausfluß ungesunden Ehrgeizes erscheint, ist gefährlich und muß bekämpft werden, gegen solche ruft Zarathustra:

„Wollt nichts über euer Vermögen: es gibt eine schlimme Falschheit bei solchen, die über ihr Vermögen wollen.“

„Nichts nämlich gilt mir heute kostbarer und seltener als Redlichkeit.“

„Ach, es gibt so viel Lüsternheit nach Höhe! Es gibt so viel Krämpfe der Ehrgeizigen! Zeige mir, daß du keiner der Lüsternen und Ehrgeizigen bist!“

Inwieweit es für einzelne Wert hat, sehr schwierige und gefährliche Bergtouren zu unternehmen, das hängt wohl ganz allein von der Leidenschaft und dem Geiste derer ab, die solche Dinge pflegen. Bestimmte Grenzen lassen sich im allgemeinen überhaupt nicht ziehen. Jede einzelne Natur wird sie nach Maß an physischer und psychischer Kraft selbst zu ziehen haben.

Wohl können wir tun, was wir wollen, die Natur legt unserem Handeln nichts in den Weg, und wir wissen, daß alles nur einen Augenblickswert, nur subjektiven Wert hat.

Wenn wir uns aber auf einen ethischen Standpunkt stellen, wenn wir z. B. die gesunde Entwicklung eines Volkes im Auge haben, oder die Befreiung des Menschentums von allem äußerlichen Zwang, die Befreiung von den schweren Rüstzeugen einer pruden, stumpfen Gesellschaftsmoral, durch welche Glieder, Seele und Leben eingeengt, zur Bewegungsarmut und zur Bewegungslosigkeit verdammt worden sind, so müssen wir auch eine neue Ethik aufbauen und jene Werte schaffen, die uns zur Ursache höheren Strebens und starken Wollens werden. Als einen solchen Wert haben wir den Alpinismus gefunden. Dem Alpinismus dürfen wir demnach keine Schranken setzen. Geist und Körper, Sinn und Verstand müssen sich in den freiesten Formen bewegen und sich als mutige Streiter in den Dienst eines heldenmütigen Seins stellen.

So wollen wir uns freuen, eine neue Quelle zur Erhaltung jugendlicher Schönheit und Frische des Geistes zu besitzen, eine neue Quelle zur Wertschätzung des Diesseits, zum Genuß alles Vergänglichen und alles irdischen Glücks, neue Lust zu jenem Leben, das unseren Sinn gesund, stark und reich erhält, jenen heiteren, offenen und unbefangenen Sinn, der an Abgründen noch lächelt und im Unglück das Leben nicht verflucht, sondern immer dankbar jener Momente gedenkt, welche ihn durch die jubelnde Schönheit eines großen, tiefen Erlebnisses beglückt.

Wir wollen nun wieder durch unsere Seele ziehen lassen, was sich als flimmerndes, glitzerndes Leben hinter den kleinsten Dingen verbirgt; wir wollen mit unseren Sinnen verzehren, was gleich einem ewig rauschenden Gesang durch den weiten Tempel der Natur klingt: die erschütternden Kompositionen der Gebirge mit ihrem gewaltigen Reichtum an Formen, Farben, Lichtern und mit ihrer unerschöpflichen Fülle an lieblichem Kleinwerk und sorgsam gepflegten Einzelwesen, die zu einem riesigen Abbild der Liebe, der Hingabe und des Kunstfleisses im Werke der Schöpfung zusammengestellt sind. Durch unser Schauen und Fühlen empfangen wir die Reinheit der Natur, die Reinheit des Empfindens und des Denkens, so wollen wir auch als reine, als wahre, als geläuterte Menschen handeln. Betrachtende läßt uns sein und Schöpfer eines abgeklärten, harmonischen Daseins, durch welches die Dissonanzen der Wirklichkeit nicht lebenszerstörend und auflösend hindurchtönen, sondern reinigend, erhebend, alle Melodien unseres Seins steigernd und zu hellstem, jauchzenden Klange bewegend. Wenn dann die gewaltige Sehnsucht nach einer neuen Menschenkultur ein kleines Volk von freien Geistern zusammengeführt hat, dann wird der Tag anbrechen, an dem der gefesselte Mensch Europas frei wird von der Herrschaft einer asiatischen Religion und Weltanschauung, dann wird das goldene Frührot leuchten über einer Gemeinschaft von Menschen, die durch eine freie Machtentfaltung ihrer Persönlichkeit die wahren Ideale des Lebens finden wird. Auf, laßt uns die Früchte einer reichen und überreifen Kultur genießen! Der süße Rebensaft eines durch Jahrhunderte gegorenen Geistes wartet nur auf die Kelterer, die ihn sammeln und sich an seiner Glut berauschen und stärken.

Aber auch unser Leib will teilnehmen am Genuß des Daseins, unsere „große Vernunft“ gebietet uns, die Wurzeln zu pflegen, an denen der ganze innere und äußere Mensch hängt.

So läßt uns in die Berge ziehen zur immerwährenden Wiedererneuerung unseres Leibes und unserer Seele. Am Borne der Schönheit wollen wir trinken: Tugend, Kindlichkeit und Freiheit. Die schweren Rüstzeuge des äußeren Zwanges wollen wir hinter uns lassen. Was nicht echt und unverfälscht aus reiner Natur entspringen, soll zu Staub verwehen. Aber die Berge und Täler, der blaue Himmel und die blinkenden Sterne sollen uns keine Dekorationen mehr sein, sondern ein inneres Eigentum, das wir mit unseren Leidenschaften umfassen.

Kontemplative läßt uns werden, deren Seele selbst eine Schöpfung ist.

„Wachet und horchet, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen; und an feine Ohren ergeht gute Botschaft.“

Ihr Einsamen von heute, ihr Ausscheidenden, ihr sollt einst ein Volk sein: aus euch, die ihr euch selber auswähltet, soll ein auserwähltes Volk erwachsen.

Wahrlich eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden! Und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein Heil bringender — und eine neue Hoffnung!“

Diese Worte Zarathustras mögen unsere Herzen mit einem neuen, starken Glauben erfüllen.



Alpinismus und Musik

Von Hugo Kurze †

Mit ungeahnter Schnelligkeit und Macht hat sich der Alpinismus zu einem Kulturfaktor unserer Zeit hindurchgerungen. Er ist uns nicht mehr Sport allein, er ist Gefühlswelt und Weltanschauung zugleich, Lebensideal, Kult, Religion der Gebildeten geworden. Alle Künste werden allmählich von ihm belebt und durchdrungen. Wenn auch zunächst nach außen hin wenig auffallend, so verraten sie dem kunstvertrauten, dem scharfen Beobachter doch so manchen Hinweis, bewußt oder unbewußt, auf den Kultus der Berge. Alpinismus und Kunst, sie stehen in gewisser Wechselwirkung zu einander. Der Alpinismus ist die Brücke, die uns hinüberleitet zum wahren Verstehen der Kunst, zum Aufgehen in ihre Gedankenwelt, und wiederum weckt die Kunst in uns den Drang zum Naturleben, zur Alpenschönheit, sowie zum Emporwachsen über alle beengenden Schranken des Berufszwanges, des Égoismus, des ganzen modernen Lebens und Seins.

Neben den anderen schönen Künsten, der Dichtkunst, der Malerei, steht der Alpinismus in enger Beziehung zur erhabensten aller Künste, zur Musik. — Was ist, was will der Alpinismus? Was ist, was will die Musik? — Beide wollen lösen, befreien. Sie wenden sich in ganz erhöhtem Maße an unsere Phantasie. Sie entheben uns dem Wirklichen, dem Nahen, dem Schweren und Drückenden, sie entführen uns in die Weite, und ihr Reich ist die Unendlichkeit. Musik ist wie das Meer, sie hat die Unendlichkeit des Horizonts, sie ist wie die firnglänzenden Alpengipfel, sie hat das freie, hohe Gewölbe des Himmels! Musik, große, klassische Musik auf weitem Meere, in der Felsen- und Gletscherwelt des Hochgebirges — das muß einen unendlichen Genuß geben, das muß eine Andacht geben, ein Niederknien und Preisen der Schönheit wie auf Klingers wunderbarem Blatte. Musik ist wie der Mondschein, der Busch und Tal füllt und unsere Seele ganz löst, auslöst in Tränen und Sichverlieren, die Dinge ihres äußeren Wesens

entkleidet und ihr Inner-Wesentliches auftut, Musik spricht aus Tiefen zu uns, die des Tages harter Drang nicht kennt — Musik redet aus Höhen, die die schwere Nacht nicht weiß, Musik geht über die Erde in der Stunde, da Tag und Nacht sich küssen, redet zu uns, tröstet uns, erhebt uns und umhüllt uns mit ihren Schleiern. Die Musik ist die Lieblingssprache der unverfälschten und ungebundenen Natur; zu ihr kehrt sie zurück, wenn in dem Augenblicke der größten Leidenschaften die Wortsprache versagt. Der Musik allein vertraut sie ihre intimsten Ahnungen, Träume und Geheimnisse an! Musik ist die Kunst der Stimmungen, in der das innerste Bewußtsein in uns befreit wird, wo wir Träumer sind und Dichter, Kinder und Seher, wo wir das äußere Leben abstreifen, weil wir schöneren Ersatz im inneren Leben finden.

Wir leben jetzt in einer neuen, hastig vorwärtsstrebenden Zeit, einer Zeit der Unrast, des vielfach erschwerten Kampfes ums Dasein, der Austragung gewaltiger, alle Leidenschaften aufwühlender, sozialer und politischer Gegensätze. Je nervöser die Welt um uns ward, um so mehr sehnten wir uns nach jenen Stätten, an denen unsere Seele tief aufatmen, und unser Körper neue Kraftweihen erhalten soll, nach dem Hochgebirge. So entstand der Alpinismus. Ebenso aber sehnen wir uns fort von dem faden Geklimper des Überbrettls, aus der Sommermusik der Konzertgärten, die im allgemeinen in Verbindung und eingerahmt von Venus und Gambrinus auftritt und verflachend und verödet wirkt, nach wahrhaft großzügiger, edler, klassischer Musik. — Hart wollte Nietzsche den Menschen der Zukunft haben, d. h. in Willensstärke und Tatkraft alles Weibische und Weichherzige überwindend — ohne aber roh und brutal zu entarten — hart wollen wir unsere erhabenste Kunst, die Musik, haben, d. h. in strengem Idealismus alles Frivole und läppisch Anmaßende niederbeugend. — Eine Religion soll uns die Verbindung von Alpinismus und Kunst sein. Eine Religion aber erheischt ihren Tempel, aus dem alles störend Weltliche unnachsichtlich verbannt bleibt, in dem man die Wogen des Tages- und Straßenlärms nicht heranbranden hören darf. Die edelste Kunst, die Musik aber würde am ergreifendsten zu uns reden, am unmittelbarsten auf uns wirken im Tempel der unentweihten Natur, in der Abgeschiedenheit des Hochalpentales, in dem von gigantischen Felsenwänden und -Säulen gebildeten Dom. Nur etwas Großes in der Erscheinung wie im Wesen zügelt die Menge und ihren blinden Egoismus, nur ein Großes wehrt dem Pöpelhaft-Sinnlichen den Zugang und erzwingt sich Hingabe und schweigende Verehrung. —

Es gab eine Zeit, in welcher der Alpinismus erst im Aufkeimen begriffen war und man dessen Pioniere und Verfechter einfach für verrückt erklärte, die gleiche Zeit, in der eine alles überflutende Musikmode mit wenigen Ausnahmen die Herrschaft führte, anstatt

einer musikalischen Kultur im Sinne Beethovens und anderer. Musikaufführungen wurden zur Schaubühne männlicher und weiblicher Moden, die hehrsten Offenbarungen der klassischen Symphonien sind früher in den widrigen Dunstkreis solcher Modeparadiese gebannt geblieben. Nachdem sie sich endlich zur vollen Selbständigkeit hindurchgerungen hatten, mußten sie sich in Räumen zu Gast bitten, die mit ihrem Charakter nur sehr bedingt harmonierten. Freilich läßt sich z. B. das Haydnsche Orchester aus dem Milieu des österreichischen Magnatenschlosses nicht gut hinwegdenken, doch fühlten sich immerhin empfängliche Kunstfreunde auch zu jener Zeit über alles Weltliche emporgetragen, wenn ein wunderherrliches Adagio des Meisters gespielt wurde, und bei Mozart und Beethoven vergaß man wohl die galanten Schäkeereien. Es waren dies aber seltene Ausnahmen. — In der späteren Zeit des Niederganges floh man immer mehr zurück vor dem Erhabenen, die Heiterkeit tanzte nicht in dionysisch beschwingten Rhythmen, sondern trällerte abgefeimte Kouplet- und Dirnentanzrefrains. Was man sonst heitere Kunst genannt, war kurzsichtiger Ton- und Stubenwitz. Das Augenmaß für den göttlichen Humor in der Dicht- wie in der Tonkunst war abhanden gekommen. So erscholl aus dem Lager der jüngsten, sich besonders wichtig fühlenden Pseudokünstler der Ruf: Los von Beethoven! Überhaupt ein: „Los“ von allem, was strenge Profile und somit Charakter zeigte, was vom Zuhörer Hingebung und Gedankentiefe verlangte. Den kleinen, leicht ermüdenden Geistern wurde es eben unbehaglich in der Nähe der Geistesriesen, sie glichen einem, der in Lackstiefeln, mit zierlichem Spazierstöckchen das Matterhorn besteigen will. Sie glitten ab, sie wurden Dekadenten. — Nebenher nahm ein in dumpfer Gefühlsseligkeit maßlos schwelgender Musikgenuß überhand auf Kosten der aus gefestigtem poetischen Gedankengang herausblühenden anderen Künste und schläferete den modernen Menschen ein.

Dies verkümmerte oft bei den Tondichtern die Form und Gestaltungsfähigkeit, bei den Aufnehmenden wurde eine ungesunde, willenerweichende Traumduselei hervorgerufen und die Kraft unterbunden, der Entwicklung künstlerisch gegliederter Vorstellungserien in bewußtem Miterleben zu folgen. — Gleichzeitig war eine ähnliche Verwirrung auf dem Gebiete der Malerei, der lyrischen Dichtung, des dramatischen Epos eingebrochen. — Und das Ergebnis von alledem? Bastardkunst und Brettelei, die heutigen Tages sogar zur Überbrettelei gediehen ist. Alles gallertartige Gebilde, denen das Rückgrat einer starken Idee fehlt!

Da kam Richard Wagner. Eingeleitet wurde seine reformatorische Tätigkeit durch eine kurze Übergangszeit. Man holte die halbvergessenen Symphonien wieder hervor aus verstaubten

Notenschränken, man suchte sie dadurch dem Publikum verdaulicher zu machen, indem man sie nicht im traditionell gewordenen Musiksaal, sondern auf der von bemalten Leinwandwänden umschlossenen Szene eines Opernhauses spielen ließ. Es ist Wagners höchstes Verdienst, den Deutschen wieder daran gewöhnt zu haben, sich an ein auf mächtiger Grundlage lebensvoll Entwickelndes, an eine große Idee zu halten, in uns die Liebe und das Verständnis für die Klassiker, vor allem Beethoven, aufs neue zu beleben. Wie ist er s. Zt. für die Eroica, für die jetzt so berühmte, damals für verrückt gehaltene Neunte Symphonie, in unzähligen, begeisterten Flugschriften eingetreten, bis er diesen und anderen hervorragenden Schöpfungen unseres Beethovens den Ehrenplatz erfochten, den sie heute behaupten! Und der Alpinismus, ursprünglich scheinbar weit abseits von der ganzen Kunstbewegung stehend, führt unbewußt die Idee Wagners weiter, er lenkt die Sinne der Naturbegeisterten langsam und leise zur Kunstbegeisterung, zum Verstehen klassischer Musik. Nun hat wohl ein jeder ästhetisch gebildete Mensch gelegentlich einmal beim Anhören einer symphonischen Dichtung die Empfindung gehabt, daß er dem Vortrag nicht zu folgen vermöge, er fühlte, daß in der Musik hier mehr liege, als ihm zum Bewußtsein gelangte, und er empfand um so weniger Befriedigung, je mehr er sich selbst vorurteilsfrei in hingebender Stimmung befand. Der Alpinismus gibt auch solchen den Schlüssel zum Verständnis edler Musik in die Hand. Und wenn ein unmusikalischer Mensch trotzdem auf der untersten Stufe der Urteilskraft stehen bleiben sollte, indem er ein Tonstück „schön“, das andere „nicht schön“ nennt, ohne einen weiteren Grund dafür angeben zu können, so ist dies doch ein Beweis dafür, daß die Musik bei dem Betreffenden eine Wirkung tatsächlich hervorgerufen hat, die sich in dem einen Falle als Lustgefühl, im anderen als Unlustgefühl erweist. Einen totalen Indifferentismus der Musik gegenüber halte ich bei Freunden der Bergwelt, bei Alpinisten für undenkbar. Ein Banause allerdings wird nur ödes Tongeklingel hören, wo einem anderen Hörer die tiefsten Geheimnisse kund werden. Wenn ich hier und im folgenden von „Alpinisten“ rede, so meine ich nicht diejenigen, die rastlos, ohne sich umzuschauen, ohne die Schönheiten der Hochgebirgsnatur auf sich einwirken zu lassen, von Spitze zu Spitze stürmen, und nur ihr Augenmerk darauf richten, einen neuen Kamin, eine neue Variante der An- oder Abstiegsroute zu entdecken; noch viel weniger meine ich aber die Vielen, die nur von Gasthaus zu Gasthaus, vom Roten zum Terlaner wandern! Der gute Mittelschlag ist, der mit Gefühl und Verstand hinaufgeht, der ein offenes Auge und offenes Herz besitzt. Denn nur dem erschließt sich der Zauber der Alpenherrlichkeit, der sie in einsamer Hochwildnis belauscht, sie im Sonnenlicht, im Abendglühen und Früherwachen, im Gewitter-

sturm erschaut und tagelang dort oben herumstreift. Dann müssen dem empfänglichen Gemüt im stillen Versenken in die Alpenschönheit je nach Stimmung und Umgebung im Innersten Töne, Melodien sich auslösen, Harmonien, die dem jeweiligen Gedankenzug sich anpassen und ihn fortlaufend begleiten.

Bekannt ist, daß z. B. ein jeder Wasserfall, jede Kaskade des Wildbaches einen besonderen, konstanten, ununterbrochen mittönennden Grundakkord oder einzelnen Grundton hat. Dieser rein mechanischen Wirkung gegenüber steht das Empfinden feingestimmter Naturen, denen ein ruhig dahinfließendes Wasser oder ein See z. B. ein Gondellied von Mendelssohn, ein begrünter Hügel mit sanftem Gehänge ein Mozartsches Andante, der Nachtigall Abendlied im träumenden Busch ein Chopinsches Notturmo, die blumenübersäte Alm ein Schubertsches Impromptu, der Hochalpen majestätischer Bau einen Beethovenschen Sonaten- oder Symphonie-Satz, das Alpenglühen ein Adagio desselben Meisters, die grotesken Felszacken der Dolomiten eine Rubinsteinsche Etüde oder ein Kapriccio, die verwegen und elegant dahinspringende Gemse ein Brahms'sches Scherzo im Innersten mitklingen läßt. Oder es entstehen im Innern bestimmte Tonreihen und Tonsätze in auf- und absteigender Melodik — wie z. B. die Motive in Wagners Nibelungen-Trilogie — die die Naturvorgänge der Wasserbewegung, des Gewitters, des Regenbogens, des Lenzsturmes, aber auch die impulsiven Gemütsbewegungen des Menschen zum Ausdruck bringen.

Es macht sich notwendig, hier einiges über die Charakteristik der Töne zu sagen. Fast alle unsere großen Tonmeister bedienen sich bei Schilderungen gewisser Gefühlsregungen, gewisser Naturvorgänge bestimmter Tonarten. Der imposante, kraftvolle Charakter von C-dur versinnbildlicht Festigkeit, Größe und Wucht (Beethovens Weihegesänge), D-dur bringt freudigen, offenen Charakter am reinsten zum Ausdruck, meidet aber ernste Tiefe (Mozart, Figaros Hochzeit). Während D-dur äußeren Glanz malt, leuchtet E-dur in echtem, wahren Licht (Wagner; Walküre, Feuerzauber), F-dur zeigt dagegen geringere Ausdrucksfähigkeit und schwankenden Charakter, G-dur schildert eine heitere, zufriedene Ruhe, die es zur Darstellung ländlicher Szenen geeignet macht, es ist die Tonart des Alltagslebens und des Volksliedes. H-dur, eine lichte Tonart, klingt noch verklärter als E-dur (Wagners Tristan und Isolde, Liebestod). A-dur trotz der Versuchen einer näheren Charakterisierung. Es-dur gibt am schönsten ernste, religiöse Stimmung wieder (Pilgerchor im Tannhäuser), in As-dur zeigt sich eine weihevollte Würde (Wagners Parsifal). Machtvoll und prunkhaft ist Des-dur (Walhall-Motiv in Wagners Rheingold).

Die Unterschiede der das Seelenleben tiefer berührenden Molltonarten sind viel feiner als bei den Dur-Tonarten. Es sind die

geeignetsten Tonarten zur Schilderung der Alpenwelt. Einen wilden, aufregenden Ausdruck besitzt D-moll. Aus Wagners Walkürenvorspiel nimmt man wahr, daß es sich besonders zu Gewitterschilderungen eignet. Auch Schuberts „Stürmischer Morgen“ steht in D-moll. Den Charakter des Verhüllten und Geheimnisvollen, der Berggipfel im Nebel, zeigt Es-moll (Löwe'sche Ballade „Edwara“). Auch bei Fis-moll nehmen wir eine besondere Anlehnung an einen Naturvorgang wahr, indem es häufig zur Schilderung von Mondscheinszenen verwendet wird (Mondlieder von Mendelssohn, Wolfschluchtszene im „Freischütz“). Am bezeichnendsten aber vermag die ernste Größe der Alpenwelt zu schildern die C-moll Tonart. Sie ist die ernste Sprache des unbeugsamen Schicksals, die Mahnung an den weißen Tod, ihr Charakter ist schaurig und großartig zugleich. Den gewaltigsten Eindruck von dieser Tonart erhält man durch Beethovens C-moll-Symphonie, sowie durch desselben Meisters unvergleichliches C-moll-Konzert.

Neben den Tonarten ist auch die Klangdauer, der Rhythmus ein hervorragender Faktor des Ausdruckes. Im Nibelungenring finden wir einige eklatante Beispiele für die Wiedergabe rhythmischer Werte, das Riesenmotiv, das Rittmotiv und das Schmiedemotiv. Sie sind genau dem Rhythmus des geschilderten Vorbildes angepaßt und eigentlich nur dessen Nachahmung. So drückt z. B. Nicodé im Anfangschor seiner Symphonieode: „Das Meer“ die unendliche, erhabene Größe des Meeres durch lange Rhythmen, meist halbe oder ganze Noten, aus. Weber schildert das flüchtige Dahinhuschen der Elfen in Oberon durch eine ebenfalls flüchtig zu bezeichnende Staccato-Passage. In Wagners Waldweben findet sich eine abwärtsgehende Sechzehntelfigur, die das Dahinfliegen des Waldvogels bedeutet. Interessant ist das Kriechmotiv des Drachen Fafner: bei dem längeren Tone bäumt sich das Tier auf, kriecht etwas vorwärts und fällt mit einem kürzeren Ton wieder zu Boden.

Die Darstellung des Blitzes ist sehr häufig Gegenstand der schildernden Musik geworden. Es ist interessant, wie der eine Komponist dieses Moment, der andere jenes aufgegriffen hat. Haydn im „Sturm“ und Rossini in der Einleitung zu „Othello“ deuteten den Blitz durch absteigende Tonfolgen an, indem sie das Herniederfahren und Einschlagen herausgriffen. — Weit besser ist die Darstellung Beethovens in der Pastoral-Symphonie. Das ist die Darstellung eines Alpenhochgewitters. Ein tiefes Tremolo malt gleichzeitig das Dunkel, die Aufregung in der Natur, und in immer stärkerem Anschwellen den Donner. Dazu gesellen sich in hoher Lage in langen Abständen Tonfiguren von drei Sechzehnteln in aufwärtssteigender Melodik, die von dem hellen, schrillen Klang der Pikkoloflöte unterstützt, ein treffendes Bild des aufleuchtenden Blitzes geben.

War ursprünglich die Musik auf möglichst natürliche Nachahmung von Vogelstimmen, Wasserfällen, Quellenrieseln, Donnern usw. gerichtet, so vertiefte sie sich später zum Ausdrucksmittel menschlicher Empfindungen. An Stelle des Abmalens der Natur und gewisser äußerer Vorgänge wurde die Musik Ausdruck des Innenlebens, der Gefühle, Stimmungen, wie sie z. B. der Anblick einer gigantischen Alpengruppe auslöst. An Stelle des Tongemäldes trat die Tondichtung. Beethoven war der erste, der diese Umwandlung vollzog, er bezeichnete ja selbst einmal sein Schaffen als: Dichten in Tönen. In seiner Pastoral-Symphonie fügte er dem bekannten Satze „Erinnerung an das Landleben“ hinzu: Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei! — Auch Liszt hat, den Spuren Beethovens folgend, den Gedanken der darstellenden Musik, die sogenannte Programmmusik aus der früheren Enge emporgeführt zu idealer Höhe. Klassische, d. h. vorbildliche, vollendete Musikwerke, bei deren Schöpfung die Tonmeister direkte Anregung durch die Alpen- und Bergwelt empfingen und die durch ihre vom Komponisten selbst gegebene nähere Bezeichnung unmittelbar auf jene hinweisen, sind: als wichtigste die Wandererphantasie von Schubert (wo im Titelsatze eingeflochten ist ein Motiv aus dem Liede: Ich komme vom Gebirge her), die Alpenphantasie von Karl Loewe, einem Meister der Tonmalerei, Liszts symphonische Dichtung: die Bergsymphonie (Ce qu'on entend sur la montagne) nach einem Gedicht seines Lieblingsdichters Victor Hugo, Raffs Symphonie: „In den Alpen“, Schumanns „Manfred“ (Erscheinen der Alpenfee), Rossinis „Tell“. In neuerer Zeit ist das Milieu der Alpen mit großem Erfolg musikalisch behandelt worden in der Oper „Alpenkönig und Menschenfeind“ von Leo Blech. Die endlose Reihe alter und neuer mittelmäßiger Komponisten, die zum Lobe der Alpenwelt Zither-, Klavier- und Violinmusikstücke herausgaben und mit poetischen Titeln und farbenglühenden Bildern ausschmückten, kommen selbstverständlich hierbei gänzlich außer Betracht.

„Alpinismus und Musik“ ist das Leitwort dieses Aufsatzes. Ich hätte ebensogut vor den Anfang setzen können „Alpinismus und Beethoven“. Denn wo immer in den Hochregionen der Alpen wir weilen, so oft uns daheim Bilder aus den Alpen umschweben, überall finden wir Anklänge, glauben wir Motive aus des Meisters unsterblichen Werken zu hören.

Beethoven weilte selbst gern in den Bergen; nicht in dem manchmal recht unordentlich aussehenden Milieu seines Arbeitszimmers hat er seine großen Gedanken geboren, draußen, in der freien Natur, wo er am liebsten ziellos umherstreifte, da draußen kamen ihm seine Eingebungen. — Sein Schüler Ferd. Ries hat uns folgende Erzählung von Beethoven überliefert: Es war im Sommer 1804 in Döbling bei Wien. Bei einem Spaziergange in der freien

Natur, auf dem wir uns so verirrt, daß wir erst um acht Uhr nach Döbling, wo Beethoven wohnte, zurückkehrten, hatte er den ganzen Weg für sich gebrummt oder teilweise geheult, immer herauf und herunter, ohne bestimmte Noten zu singen. Auf meine Frage, was es sei, sagte er: „da ist mir ein Thema zum letzten Allegro der Sonate eingefallen.“ (Appassionata, op. 57.) Als wir ins Zimmer traten, lief er, ohne den Hut abzulegen, ans Klavier. Ich setzte mich in eine Ecke, und er hatte mich bald vergessen. Nun tobte er wenigstens eine Stunde lang über das neue, so schön dastehende Finale in dieser Sonate. Endlich stand er auf, war erstaunt, mich noch zu sehen und sagte: „Heute kann ich Ihnen keine Lektion geben, ich muß noch arbeiten.“

Die Alpen hat Beethoven nur aus ganz weiter Ferne geschaut, aber aus vielen seiner erhabenen Schöpfungen klingt die Schilderung der Wunderwelt der Berge, die Sehnsucht nach den Alpen heraus.

Einer der wenigen Geistesgrößen der früheren Zeit, die die Zauberwelt der Alpen näher kennen und bewundern gelernt hatten, war der Romantiker Lenau. Auch bei ihm, dem musikverständigen Dichter, setzten sich die Naturwunder in Melodien, in Musik um. Aus diesem Empfinden heraus wurde er zum begeisterten Beethovenverehrer. Auch er empfand die erlösende, befreiende Kraft, den ewigen Bann der Bergwelt, wie es in seinem Gedicht: „An die Alpen“ zum Ausdruck gelangt. Vielen ist wohl dies Gedicht bekannt, es beginnt:

Alpen, Alpen, unvergeßlich seid
meinem Herzen ihr in allen Tagen,
bergend vor der Welt ein herbes Leid,
hab' ich es zu euch heraufgetragen.

Später heißt es:

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
in des Strom's zerbrochenen Akkorden,
und aufhorchend ist des Menschen Herz
seiner eig'nen Klage still geworden.

Und dann:

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,
Kräuterdüfte fächelten den Gast,
eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Zum Schlusse:

Frischen Mut zu jedem Kampf und Leid
hab' ich talwärts von der Höh' getragen,
Alpen, Alpen, unvergeßlich seid
meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Lenau war also bereits Alpinist im idealen Sinne, ein Lobsänger des Alpinismus. Und auch er erkannte die nahe Verwandtschaft des Alpinismus zur Musik, besonders zu Beethovens Musik. Er

schwärmte für die Schöpfungen des großen Tondichters, als ihr Wert noch wenig anerkannt wurde. Wie tief Lenau den Geist der Beethovenschen Musik erfaßt hatte, wie lebhaft er nachfühlte, was jener in Tönen aussprach, lehrt uns sein Gedicht: „Beethovens Büste.“

Es heißt darin:

Ha, ich fand des Mannes Büste,
den ich höchst als Meister ehre,
nebst dem schroffen Urgebirge
und dem grenzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen
Stürme auf dem Oceane,
und das große Herz Beethovens
laut im heiligen Orkane

Sind die Wecker mir des Mutes,
der das Schicksal wagt zu fodern,
der den letzten Baum des Edens
lächelnd sieht zu Asche lodern!

Kämpfen lern' ich ohne hassen,
glühend lieben und entsagen,
und des Todes Wonneshauer,
wenn Beethovens Lieder klagen.

Wenn sie zürnen, hör ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
und besiegt zum Abgrund heulend
flüchten die Dämonenheere.

Horch, noch leiser! Dem Naturgeist
abgelauchte Lieder sind es,
die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes.

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
ob dem Abgrund ausgespannten,
deren Rhythmen in der Erdnacht
starren zu Krystallenkanten!

Diese Verse sind wohl der beredteste Beweis für die nahen Beziehungen der Alpenwelt zu Beethoven, des *Alpinismus zur Musik*.

Gelegentlich einer Alpenreise schreibt Lenau: „So groß auch meine Genüsse dieser Reise sind, — manches vermisse ich. Der Himmel will immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen!“ In einem Briefe an Sophie von Löwenthal, mit welcher ihn ein ideales Liebesverhältnis verband, schreibt er: „Von Beethoven, dem Hochgebirge und Ihnen habe ich ja das Beste und meiste gelernt!“

Die Persönlichkeit Beethovens hatte Lenau derart gefesselt, daß er alle übrigen Musikgrößen ignorierte, man kann ihm deshalb den Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit nicht ersparen. Er ging dabei so weit, daß er Mozart förmlich ins lächerliche zog. Bei einem Streit, der sich über Mozart und Beethoven entspann, behauptete er allen Ernstes, Beethoven sei der Chimborasso und Mozart der Bopser (ein kleiner Berg bei Stuttgart). Auch für Bach, Schubert, Mendelssohn, Haydn und andere bedeutende Größen hatte er nichts übrig. Nur für Beethoven allein besaß er eine merkwürdige Aufnahme-fähigkeit, sogar noch in seiner späteren geistigen Umnachtung. Der Name „Beethoven“ allein vermochte seinem verdunkelten Geiste lichte Augenblicke wiederzugeben, in denen er sich an den erhebenden Tonweisen des großen Meisters erquickte.

Als friedlosen, entzweiten Menschen trieb es einst Beethoven zu seiner Mutter Natur, in deren Armen er Frieden fand. In seliger Selbstvergessenheit sich wiederzufinden im All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken Beethovens. Zu verweilen auf heiliger Bergeshöhe, dem Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und die Nacht ihre Dusterheit verliert — diese Sehnsucht vernehmen wir tönend in Beethovens Musik. Darum wäre für ein Standbild Beethovens, für ein Denkmal, wie es kein zweiter der Großen der Erde besitzt, der würdigste Platz einer unserer hohen Alpengipfel. Hieran mag auch Meister Klinger gedacht haben, als er seinen „Beethoven“ schuf. Den Thronessel mit der Figur müssen wir uns auf eines hohen Felsens Haupt gestellt denken, auf einen Alpengipfel, wie der stolze Adler andeutet, der sich zu Füßen Beethovens am Gestein festkrallt und erschreckt und hoheitsvoll zugleich zu dem düsterblickenden Manne aufwärts schaut. Und wie wahr hat uns Klinger den Heros selbst dargestellt!

In der typischen Gebärde des künstlerischen Sinns sitzt der Meister auf dem Thron, alle Ausdrücke ziehen sich in seinem Gesicht zusammen, Trotz, Verdüsterung, Kampf mit inneren Dämonen, Horchen auf tiefinnerste Stimmen; der furchtbare Moment vor der Tat, dem Schaffen, ist wohl nie ergreifender gebildet worden. Aus solchen Nächten fuhr der Blitz des ersten Themas der „Fünften“ nieder! Als geistiger Kämpfer ist Beethoven dargestellt, als einer der großen Repräsentanten titanischen Ringens. — Im Beethoven-Antlitz sehen wir die Züge unserer eigenen Leiden, Kämpfe, Siege, Niederlagen, Kummernisse gewaltig eingegraben. In dieses Antlitz sehen wir, wie wir von hoher Felsenzinne der Alpen in unergründliche Tiefen blicken, in ein Wallen und Wogen drohender Wolken um uns her, in ein freundlich grünes Tal, das aus weiter Ferne grüßt. Ähnlich dem Kopfe Bismarcks und Napoleons ist der Beethovenkopf zu einem großen Symbol, einem Mythos, einer Allegorie geworden. Leiden und frohe Kraft, Ohnmacht und

Triumph, Abgrund und Höhe, Appassionata und Eroica, Pathétique und Missa Solemnis, alles gewinnt in dem Beethovenkopf seine typische Form. Hochgebirgswelt und Beethoven, Alpinismus und Musik, durch Klingers Meisterhand finden wiederum beide ihre enge Verwandtschaft bestätigt! —

Und die Jetztzeit hat uns erst das volle, ausgebreitete Verständnis für Beethovens Kunst gebracht, das früher verdunkelt oder nur äußerlich war. Jetzt beginnt man seine Ausdrucksmusik zu würdigen. Überhaupt das spezifische Wesen aller einzelnen Künste wird jetzt viel klarer erfaßt. Daß der Alpinismus hierbei nicht ohne Einfluß war, wer möchte es bezweifeln? Wenn je der Beweis für die Überwindung der „Verneinung des Lebens“ und für die „Bejahung“ desselben erbracht wurde, so ist er in unserer Zeit in und durch den Alpinismus erbracht worden. Wir sind frischer und freudiger, abgehärteter und mutiger geworden und finden uns in gemeinsamer Begeisterung zusammen für alles Rassige, Charaktervolle und Schöne, für das uns der Alpinismus empfänglich gemacht hat — der Samen, den wenige ausgesät haben, ist aufgegangen. Überall, wo der Alpinismus blüht, sind die Künste, vor allem die vollkräftigste und erlösende von ihnen, die Musik, im Begriff, die durstige Volksseele zu tränken und zu erfrischen. Viel ist schon getan, aber vieles bleibt noch zu tun übrig. Gut wäre es, wenn wir unter den Trägern der Bildung selbst — weniger Herdentiere und mehr Herzen hätten, die sich über den Dunstkreis skatliebenden Philistertums erheben und durch den Alpinismus ins Reich der Schönheit, in die lachende Sonne und den blühenden Frühling sich führen ließen! Und so wollen wir, daß in Zukunft der Alpinismus immer mehr anregend auf die Kreise der Gebildeten einwirke und den Weg zum tieferen Eindringen in die Geheimnisse der edlen Kunst, der klassischen Musik zeigen möge; daß uns der Alpinismus einer Kunst der großen Linie wieder näher bringe, einer Kunst, in der die erhabensten Meister als oberste Gebieter walten sollen. Dann wird auch allmählich ein Geist ins Volk dringen, der Gemeines bündigt, Widerstrebendes einigt und das Schöne zum Ideal erhebt!



Druckfehler-Berichtigungen.

Auf Seite 15, Zeile 5 muß der Text lauten:

. . . Rede, die bei ihrem inneren Pathos . . .
statt:

. . . Rede, die bei inneren Pathos.

Auf Seite 27, Absatz 5, Zeile 4 muß der Text lauten:

. . . schräge Wiese . . .
statt:

. . . horizontale Wiese . . .

Anmerkung der Schriftleitung.

Zu dem Bilde auf Seite 49:

Zur Fanisturmscharte ist im Sommer 1907 ein neuer, vollständig
aperer Felsenweg über die S. O.-Wand der Faniskarspitze von
unseren Sektionsmitgliedern Herren Doménigg, Thiel und Geith aus-
findig gemacht worden.

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000301636